

Unterwegs

DIE ZEITSCHRIFT

DER SAMARITERANSTALTEN

SAMARITERANSTALTEN

Digitalisierung

unulata / pixeliode

Gastkommentar

Thomas Golka – Berater im PR/Marketingbereich

Burgdorf-Schule

„Neue“ Medien in der Schule

Unterwegs mit...

... Marcel Grube – Kuratoriumsmitglied der Samariteranstalten
und Jens Schiffke – Administrator der Samariteranstalten

01 2018

Einblicke

TITELTHEMA

- 4 Digitalisierung – Ein sehr weites Feld...
- 5 Text in Leichter Sprache
- 6 Gastkommentar: Thomas Golka

- 8 Christophorus-Werkstätten
- 10 Burgdorf-Schule
- 12 Aus den Bereichen: Verabschiedung Herr Rechtsanwalt Jens C. Franze
- 14 Mitarbeitervertretung
- 16 Katharina von Bora-Haus



10

6



12

MITTENDRIN – DIE BEWOHNERSEITEN

- 17 Ostern
- 19 Digitalisierung

- 21 Aus den Bereichen: Stolpersteine
- 22 Aus den Bereichen: Drachenbootteam – die Wasserpflüger
- 25 Aus den Bereichen: Rechnungswesen
- 26 Aus den Bereichen: Wilhelminenhof
- 28 So bunt ist unser Glaube
- 29 Glaubensbekenntnis heute
- 30 Gemeinnützige aufwind GmbH



17



22

UNTERWEGS MIT...

- 32 ... Marcel Grube und Jens Schiffke



26



32



30

Digital unterwegs

Liebe Leserin, Lieber Leser,

Plötzlich und unerwartet „ploppt“ ein Begriff auf: Zunächst vereinzelt, wird noch oft überhört, überlesen vor allem nicht wirklich verstanden. Dann heißt es: „Ohne geht es gar nicht mehr!“ Nicht anders war es mit dem Begriff „Digitalisierung“. Wir haben gedacht: `Bei allem, womit wir uns befassen müssen, nicht auch noch mit Digitalisierung.` Dann wurden wir gefragt: „Wie weit seid Ihr mit der Digitalisierung?“ Huch, irgendwie haben wir das noch gar nicht so richtig bedacht. Also wurde nachgefragt. Dann kam eine halbherzige Entwarnung: `Digitalisierung ist nur was für die Industrie! In der Sozialwirtschaft, also auch in der Diakonie spielt das keine Rolle.` Kaum hatte sich die Beruhigung ausgebreitet, hieß es plötzlich: „Ohne umfassende Digitalisierung sind Sie in wenigen Jahren abgeschrieben!“

Diese Diskussionswellen spülten natürlich auch in unsere mutige Redaktion. Also hoben wir das Thema auf den Schild und siehe da: In den Samariteranstalten... aber lesen Sie doch bitte selbst. Interessante Erfahrungen in Verwaltung, Schule, Werkstatt, Wohnbereichen gibt es längst. Die Mitarbeiter verschiedener Bereiche sind längst hochverantwortlich digital unterwegs. Weitere Schritte werden folgen.

Seit der ersten Ausgabe dieser Zeitschrift hat Petra Kruschinski jedes Heft gestaltet, unendliche Telefonate geführt, erinnert, gemahnt bescheiden und stets freundlich Heft für Heft entstehen lassen. Wenn diese Ausgabe verteilt ist, schließt Frau Kruschinski ihr Büro für ein gutes Jahr ab, geht. Ehrlich: Noch kann ich mir eine „Ausgabe der Unterwegs“ ohne Frau Kruschinski nicht vorstellen. Persönlich bin ich ihr sehr, sehr dankbar für diese lange, ergebnisreiche, absolut loyale Zusammenarbeit! Aber: Frau Kruschinski geht in Mutterschutz und Elternzeit. Bei uns allen die Freude über

diese wunderbare Zukunft ungeteilt. Doch die Samariteranstalten geben vorübergehend eine Mitarbeiterin ab, die immer an den Zielen der Einrichtung sich ausgerichtet und andere daran gemahnt hat. Frau Kruschinski, mir werden Sie fehlen!

Wir sind als Einrichtung in diesen unruhigen, nicht ungefährlichen Zeiten auch selbstverständlich ein Teil dieser Gesellschaft. Und in dieser Gesellschaft wächst auf gelegentlich fatale Weise Ausgrenzung, Abwertung. Bitte lesen Sie dazu die Seiten 21 und 29.

Für die Redaktion grüßt Sie sehr herzlich

Ihr
Paul-G. Voget

Paul-Gerhardt Voget
Theologischer Vorstand



Digitalisierung – Ein sehr weites Feld...

Als wir uns im Redaktionskreis zum Thema ausgetauscht haben, kamen mir 1000 Gedanken in den Kopf. Ich dachte an Nachrichten, Zeitungsartikel, Studien und Bewertungen zum Thema aus den Medien.

Digitalisierung ist im vollen Gange. Ein unaufhaltbarer Prozess, der wie alles andere im Leben Gutes und nicht so Gutes in sich birgt. Schnell kam ich zur Einsicht: „Digitalisierung – ein weites Feld“. Nun wurde ich gebeten, mir über dieses weite Feld mal Gedanken zu machen. Wenn man sich mit dem Thema befasst, wird schnell klar, dass es kaum möglich ist, dieses Thema mal schnell zu überlegen. Also beschloss ich ein wenig mit mir selbst zu diskutieren und von eigenen Erfahrungen zu erzählen.

Doch zuerst einmal, was ist die Digitalisierung überhaupt? Gibt man in Suchmaschinen im Internet das Wort ein, werden innerhalb von 0.38 Sekunden ca. 12.300.000 Ergebnisse angezeigt. Also ein Thema, zu dem es scheinbar viel zu sagen gibt.

Digitalisierung beschreibt im ursprünglichen Sinne die Umwandlung analoger Daten in digitale. Es geht darum, Daten digital vorzuhalten um diese dann besser ver- und/oder bearbeiten zu können. Angefangen von Fotos, Musik und Bücher, Texte über alle möglichen Arten von Daten zum Beispiel Vorlieben beim Einkaufen.

Digitalisierung findet in allen Bereichen des täglichen Lebens statt. Wir alle können uns nur sehr schwer dem „Fortschritt“ entziehen. Womit ich schon den ersten Gedanken ausformulieren würde. Wie viel Fortschritt ist denn Digitalisierung oder wieviel Digitalisierung ist Fortschritt?

Bücherwürmer zum Beispiel werden sicher sehr begeistert sein, dass es e-Book-Reader gibt und man im Urlaub nicht mehr schwere Bücher mitschleppen muss – hier tue ich mich noch sehr schwer, ich mag lieber meine Bücher schleppen.

Fangen wir ganz klein an. Kinder, Babys... immer öfter sehe ich Kleinkinder im Kinderwagen mit Smartphones oder Tablets. Kinder wissen oft gut über die Handhabung Bescheid und gehen souverän damit um – Medienkompetenz oder digitaler Babysitter?

Gehen wir weiter...Kitas und Schulen ans Netz. Eine Kampagne der Bundesregierung mit dem Ziel „den Nachwuchs in Sachen PC und Internet fit für die digitale Welt zu machen“ – Ein Projekt das lange abgeschlossen ist, der Ruf nach einer Neuauflage jedoch immer lauter wird. Denn so wie alles, entwickelt sich auch die Technik weiter und es heißt dran bleiben.

Kinder und Jugendliche sind sicher weit aus schneller und kompetenter in der Handhabung neuester Technik, dennoch ist es sehr wichtig, nicht nur die Handhabung zu lernen. Der bewusste Umgang mit den „neuen Medien“ ist viel wichtiger. Zum Beispiel wie wichtig es ist zu wissen, was und wie ich etwas poste und welche Konsequenzen das hat, sowohl positive wie negative.

Wenn wir uns mit dem Thema der Digitalisierung mal in unser Arbeitsfeld begeben, der Behindertenhilfe, sehen wir sehr schnell ganz viele Meinungen. Wenn ich mich mit Kollegen darüber unterhalte, gehen die Meinungen schon sehr auseinander. Die Einen meinen, dass die Dokumentation immer mehr wird, man mehr am PC machen muss als man eigentlich Zeit hat.

Die Anderen sehen die Medaille eher von der anderen Seite. Die Möglichkeiten, die Bewohner und Mitarbeiter haben um zum Beispiel miteinander zu kommunizieren. Wie einfach es ist Dinge zu lernen, zu veranschaulichen und entwicklungsgerecht zu vermitteln. Die Mög-

lichkeiten, die Menschen durch die digitale Welt haben, machen Kommunikation möglich. Wenn ich kommunizieren kann, kann ich Wünsche und Bedürfnisse äußern. Im Grunde was sehr Schönes.

Das der Umfang der Dokumentation immer mehr zunimmt, stimmt wohl. Wer nicht mit einem PC aufgewachsen ist, tut sich natürlich schwer, diesen zu bedienen und somit ist die Dokumentation dann doppelter Stress. Die Informationen, die für unsere tägliche Arbeit so wichtig sind, bekommen wir, meines Erachtens, viel schneller, wenn wir wissen wie und wo wir die Informationen einholen können.

Digitalisierung ist ein so weites Feld, dass es kaum in wenigen Gedanken zusammengefasst werden kann. Jeder von uns ist Nutznießer der Digitalisierung, jeder besitzt ein Smartphone, Tablet, hat Konten bei sozialen Netzwerken oder Onlineplattformen.

Ich glaube es ist wichtig, mit seinen Daten sicher umzugehen, Sensibilität und Medienkompetenz ist daher unverzichtbar. Daher stellt sich für mich nicht die Frage ob Digitalisierung gut oder schlecht ist. Das liegt eher im Auge des Betrachters. Viel wichtiger finde ich die Frage, bin ich mir über den Prozess bewusst und kann ich angemessen damit umgehen, habe ich die nötigen Kompetenzen.

Übrigens, das Wort „Digitalisierung“ in die Suchmaschine eingeben hat 2 Sekunden gedauert, das Ergebnis kam in nicht mal einer Sekunde. 12,3 Millionen Treffer. Nun stelle ich mir die Frage, wie lange hätte ich dafür wohl in der Bücherei gesessen oder Enzyklopädie gewälzt.

■ Mario Stein

Digitalisierung

Das Thema Digitalisierung ist ein ganz großes Thema. Ich habe versucht darüber nach zu denken.

Es gibt viele Sachen zum Thema Digitalisierung.

Zum Beispiel:

- Zeitungs- Artikel
- Nachrichten im Fernseher
- Nachrichten im Internet

Was heißt Digitalisierung?

Digitalisierung kommt von digital.

Technik ist digital.

Zum Beispiel:

- Telefon und Handy (gesprochen Händi)
- Radio
- Fernseher
- Tablet (gesprochen Täblet)
- PC (gesprochen Pe-Ze)

Auch das Internet funktioniert digital.

Das bedeutet, dass alles was ich im Internet suche oder angucke als digitale Signale funktioniert.

Digital heißt,

alles als Daten im PC oder anderer Technik zu haben.

Wenn man alle Daten digital hat, kann man die Daten besser bearbeiten.

Deswegen sagen viele, dass es besser ist Daten digital zu haben, statt auf Papier.

Das ist so, als wenn ich in der Bücherei etwas suche, nur dass es viel schneller geht.

Wenn ich das Wort Digitalisierung bei Google (gesprochen Gugel) eingebe, bekomme ich viele Einträge.

Alle Menschen haben was von der Digitalisierung.

Schon Babys und kleine Kinder haben Spielzeug das digital funktioniert.

Schon Babys und kleine Kinder können gut mit ihrem Spielzeug spielen.

Manchmal überlege ich, ob es gut ist, dass Babys und kleine Kinder digitales Spielzeug haben.

Wenn Babys und kleine Kinder nicht richtig damit spielen können, ist das nicht gut.

Wenn Babys und kleine Kinder damit spielen, spielen die Eltern vielleicht nicht mehr so viel mit ihnen.

Dass man in der Schule lernt wie digitale Technik geht, hat sich die Bundes-Regierung früher überlegt.

Dann hat die Bundes-Regierung es „Schulen ans Netz“ genannt.

Das bedeutet:

In der Schule lernen Kinder wie man den PC und das Tablet richtig benutzt.

In der Schule lernen Kinder was man beachten muss, wenn man im Internet guckt.

Heute gibt es viele Sachen auch digital, die es früher noch nicht gab.

Zum Beispiel gibt es:

- Bücher auf einem Tablet
- Musik auf dem Handy
- Fotos auf dem Handy oder einer Digital-Kamera

Auch in der Arbeit ist ganz viel digital.

Zum Beispiel schreiben die Mitarbeiter alles in den PC. Früher haben die Mitarbeiter immer alles in die Akten geschrieben.

Jetzt sind die Akten digital.

Jetzt sind die Akten im PC.

Auch die Bewohner haben digitale Dinge.

Zum Beispiel haben einige Bewohner Tablets.

Mit den Tablet können die Bewohner

- Lernen
- Lesen
- Spielen
- Sprechen.

Weil heute alles digital ist,

kann man alle Informationen viel leichter bekommen.

Sie müssen nur im Internet gucken.

Es ist aber wichtig zu wissen, wie man mit den digitalen Informationen umgehen muss.

Man muss lernen

mit den digitalen Informationen umzugehen.

Man muss lernen, dass alles was man ins Internet stellt auch für immer im Internet ist.

Auch wenn man es löscht!

Man muss lernen nicht zu viel im Internet zu sein.

Man muss lernen keine schlimmen Sachen über andere im Internet zu schreiben.

Man muss lernen

Wichtiges und Unwichtiges zu erkennen.

Man muss lernen, dass man nicht alles glauben darf, was im Internet steht.

Wenn man das alles gelernt hat,

hat man Medien-Kompetenzen.

Digitalisierung - Ein schleichender Prozess

Der Wandel in immer mehr Bereichen der Gesellschaft wird immer schneller

Mach mal mehr Licht! Halt mal weiter nach oben!“ Der Geselle vor Ort richtet das Smartphone auf das Loch in der Wand, die er aufgestemmt hat. Das Wasser tropft am Abflussrohr entlang. Der Installationsmeister leitet die Stemmarbeiten und plant die Maßnahmen im Notfall vom Büro aus. Der junge Mitarbeiter vor Ort profitiert von der Erfahrung des Älteren.

Der Staubsauger fährt autonom durch die Wohnung, die er zuvor mit einem Laser gescannt hat. Er hat einen Lageplan in seinem Speicher und „weiß“, wo er saugen muss und wie er wieder an sein Ladegerät kommt. Draußen im Garten hält der Roboter das Gras kurz.

Die U-Bahn in Kopenhagen und in Dubai verbindet eines: Ohne Fahrer steuern sie von Station zu Station durch die Tunnel und über die Stelzen. Wenn man möchte, sitzt man selbst in der ersten Reihe und erfreut sich an der mal dunklen mal hellen Aussicht durch die Frontscheibe.

Bei der Herzoperation erstellt der Computer in wenigen Minuten zu Beginn des Eingriffs ein dreidimensionales Modell des Herzens von der Patientin und entlastet so die Patientin von einer früher notwendigen Strahlenbelastung während der OP.

Der Roboter beim Robocup 2016, der inoffiziellen Weltmeisterschaft für autonome Roboter, in Leipzig lächelt die Besucher an. Stellt ihnen Fragen in der Sprache, mit der sie ihn ansprechen. Er

oder sie – ändert die Augen in einem an sich starren runden Gesicht und erzeugt so einen emotionalen Eindruck. Sein Kindchenschema mit großem Kopf und kleiner Statur unterstützt die Bereitschaft von Groß und Klein, sich von ihm durch das Gewusel in den Messehallen lotsen zu lassen.

Schöne neue Welt der Digitalisierung, dieses Prozesses, der neben der Klimaerwärmung, dem demografischem Wandel und der Decarbonisierung der Mobilität (z.B. E-Auto versus Dieselfahrzeug) bei den Zukunftsforschern als einer der Megatrends der Zeit gehandelt wird. Eine seltsame Welt, in der das größte Medienunternehmen der Welt keine eigenen Inhalte (Facebook) produziert und der weltweit größte Anbieter von Unterkünften keine eigenen Immobilien besitzt (Airbnb). Nur einige wenige Aspekte des Trends Digitalisierung sollen hier beleuchtet werden. Themen wie Netzabdeckung, IoT (Internet der Dinge), E-Government, Ausbau der technischen Infrastruktur im ganzen Land oder Industrie 4.0 werden hier nicht einmal gestreift.

Ein schleichender Prozess – Digitalisierung

Obwohl wir schon von Computern in der verschiedensten Form umgeben sind und uns all über all aus den Medien der Begriff Digitalisierung scheinbar plötzlich entgegen springt: Die Digitalisierung ist ein schleichender Prozess. Da können neu geschaffene Staatsministerinnen für Digitalisierung noch so sehr davon reden,

dass wir jetzt plötzlich alles neu machen müssen. Der Sprung von der analogen Welt zur digitalen vollzieht sich schon seit Jahren kontinuierlich. Wer noch erlebt hat, wie eine mechanische Schreibmaschine funktionierte, der weiß die Vorteile der heutigen „Schreibmaschinen“ zu schätzen und hatte vielleicht auf dem Weg zum heutigen Komfort mit Rechtschreibprüfung, Spracheingabe oder Schrifterkennung (OCR) eine elektrische Schreibmaschine, deren Typenrad nicht mit körperlicher Anstrengung bewegt wurde. Oder er hat sich auf dem Weg dahin gar eine elektronische Schreibmaschine mit Zeilenkorrektur geleistet. Sie ermöglichte die Verbesserung für eine oder zwei Zeilen. Der Autor musste nicht ganze Seiten noch einmal schreiben, wenn man einen Fehler im Vertragstext bemerkte. Sich permanent ändernde Märkte und neue Berufe gab es schon seit Beginn der Industrialisierung. Doch Keynes lag in den 1930er Jahren mit seiner These von der „technologischen Arbeitslosigkeit“ ebenso falsch, wie Rifkin um 1990 mit dem „Ende der Arbeit“. Nur das alle in der Gesellschaft lebenslang lernen müssen, um auf den Wandel vorbereitet zu sein, ist unstrittig. Daher sollte der scheinbar plötzliche Hype um die Digitalisierung niemanden das Fürchten lehren, sondern alle sollten mit kühlem Kopf die Vorteile und Nachteile gegeneinander abwägen.

Geht Digitalisierung im Sozialen?

Die Verbände der Freien Wohlfahrtspflege sehen sich vielfältig gefordert. Sie wollen mit ihrer Kompetenz gesell-

schaftliche Wirkungen der digitalen Transformation früh erkennen. „Zugleich sind sie Akteure, die die digitale Transformation aktiv und am sozialen Ausgleich orientiert mitgestalten. Sie wollen die teilhabeorientierte Nutzung der digitalen Chancen fördern, gesellschaftliche Randgruppen einbinden und helfen, neue soziale Problemlagen, die durch „digital gaps“ entstehen, zu bewältigen. Dazu müssen sie in ihrer Arbeitsweise, ihren Angeboten und in ihren Strukturen die digitalen Möglichkeiten kompetent, dienstleistungsorientiert und sicher nutzen“, wie sie in ihrem Papier Digitale Transformation und gesellschaftlicher Zusammenhalt formulieren. Denn die Digitalisierung verändert auch die Art und Weise, wie Partizipation in Politik und Gesellschaft organisiert ist, wie Staaten und Regierungen soziale Dienste bereitstellen, aber auch wie Teilhabe am Arbeitsmarkt funktioniert oder wie Gesundheitsleistungen nachgefragt werden.

Und wie es praktisch funktioniert, wird im Netz heftig diskutiert. Beim Begriff „Digitalisierung der Sozialen Arbeit: Nutzen Sie Kommunikation als Motor“ spukt die Suchmaschine der eigenen Wahl eine interessante, zum Teil multimediale Debatte um Kommunikation, Technik-Affinität von Sozialarbeitern und Heilerziehungspfleger, um fehlende Technik und um Datenschutz aus: spannend und kontrovers.

Machen wir es ganz konkret: Wer möchte sich nicht den nervigen Arbeitsweg im morgentlichen Berufsverkehr ersparen, zumal wenn die Zeit für die Pendlerstrecke im ungünstigen Verhältnis zur Teilzeitarbeit steht. Home Office bietet eine Lösung. Also wendet sich die Beraterin über das Netz an den Klienten. Im Übrigen: Die Ressourcen sind knapp und Fahrzeit kann keine Beratungszeit sein. Gut oder schlecht? Passend oder völlig unmöglich. Wahrscheinlich irgendetwas dazwischen, aber es muss gesellschaftlich wie individuell neu ausgehandelt werden.

Menschen mit Behinderung in der Digitalisierung – Chance auf (digitale) Teilhabe oder Gefahr einer zunehmenden Exklusion

Viele Studien verweisen auf verbesserte Möglichkeiten für Menschen mit Mobilitätseinschränkungen durch orts- und zeitungebundenes Arbeiten. In Bereichen

wie z.B. der Softwareentwicklung können sich zwar für hoch qualifizierte Personen mit körperlicher Beeinträchtigung neue Chancen eröffnen, aber für Menschen mit geistiger oder mit psychischer Beeinträchtigung eher nicht, so steht es im Forschungsbericht 467 Chancen und Risiken der Digitalisierung der Arbeitswelt für die Beschäftigung von Menschen mit Behinderung des BMAS. Der Prozess der Digitalisierung hebt aufgrund der zunehmenden Komplexität von Arbeitsprozessen die Hürden für Menschen mit Behinderung an und vermindert ihre Beschäftigungschancen. Assistive Technologien können dazu beitragen, dass insbesondere Körper- und Sinnesbehinderungen teilweise kompensiert werden. Andererseits werden Autisten, die stillen Spezialisten, gezielt als „Code-Checker“ in der IT-Branche gesucht, siehe das Beispiel der Berliner Software-Firma Auticon. Doch auch hier bleibt am Ende ein uneinheitliches Bild:

- Wegfall von Arbeitsplätzen durch neue Technologien
- Neue Beschäftigungsmöglichkeiten für Menschen mit Behinderungen
- Exklusionsrisiken durch neue Technologien
- Veränderung der Wettbewerbsfähigkeit von Werkstätten für Menschen mit Behinderungen

Ohne Sicherheit keine Digitalisierung

Wir Menschen haben einen höheren Anspruch an die Funktionsweise von Maschinen. Wenn die Nachbarin was verwechselt und das falsche Paket von DHL weiterreicht, sind wir in der Regel nachsichtig und holen es uns (meist) ohne Murren. War sie doch schon so freundlich und hat das Paket vom Boten in Empfang genommen. Der Maschine verzeihen wir einen solchen Fehler zu Recht nicht. Besonders interessant wird es, wenn es um die eigene körperliche Unversehrtheit geht. Aber, ein Unternehmen aus den USA, testet fahrerlose Taxis. Es stellte im März 2018 alle Versuche mit dem autonomen Testwagen auf öffentlichem Straßenland ein, als eine Radfahrerin mit dem Testauto kollidierte und verstarb. Zu groß war der Druck. Denn eins ist sicher: Ohne die feste Überzeugung von der Sicherheit der Systeme werden wir in kein Taxi ohne Fahrer steigen und auch nicht zulassen, dass wir einem solchen Fahrzeug auf unseren Straßen begegnen. Sicherheit ist die Voraussetzung der Akzeptanz. Denn was mit

dem autonom fahrenden Auto nicht funktioniert, ist der kurze Blick in die Augen des Fahrers, die entscheidende Geste zwischen Menschen, die das Fahrzeug verzögert, da das fahrerlose Auto diese Zeichen unserer Kommunikation nicht versteht. Doch wenn die Systeme so sicher wie die U-Bahn in Kopenhagen oder die modernen Flugzeuge, dann vertrauen wir uns der Technik an, sei es auf dem täglichen Weg zur Arbeit oder im Sommerurlaub auf dem Weg zur Sonne. Sicherheit heißt aber immer auch Datenschutz, für die Mitarbeiterin oder den Beschäftigten, den Bewohner oder die Fachschülerin ebenso für jeden als Privatperson. Big Data, das Verknüpfen von riesigen Datenbeständen miteinander, bergen Risiken (eine teurere Versicherung wegen der Behinderung) als auch Chancen (Infos des Arztes in der Peripherie tendenziell so gut wie im Zentrum). Auch hier sind der Einzelne, die Organisation und die Gesellschaft gefragt. Digitalisierung, ein Wandel, der nicht erlitten werden muss, sondern den es zu gestalten gilt.

■ Thomas Golka

ZUR PERSON

Thomas Golka, Jahrgang 1954, studierter Historiker, vormals Leiter Kommunikation einer größeren Stiftung in Berlin, heute freier Berater im PR/Marketingbereich und Student im Rahmen des lebenslangen Lernens bei www.open.hpi.de in MOOCs (Massive Open Online Courses) ;-)
Autorenkontakt: thomas.golka@t-online.de

Digitalisierung und Arbeit – Da kommt was auf uns zu!

Der mit Digitalisierung beschriebene technologische Fortschritt verändert alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens. Die Freizeit, die Familie und die Arbeit. Die Arbeit in der Privatwirtschaft genauso wie die Arbeit in unserer Werkstatt für behinderte Menschen.

Grundsätzlicher Natur ist dabei die Frage nach der Zukunft der Arbeit. Werden Robotik und Smart Factoring in der Industrie 4.0 die produktive Arbeit des Menschen ersetzen? Werden einfache Arbeiten künftig zu 100% automatisiert und brauchen wir dann noch Arbeit in der heute vorliegenden Form als Sinn-, Status-, Zugehörigkeit- und Wohlstand stiftendes Element? Wandelt sich die Gesellschaft dann von der Leistungsgesellschaft in eine Freizeitgesellschaft? Eine Gesellschaft, in der Arbeit nicht mehr als Teilhabe vermittelnder Faktor besteht?

Die Bewertung dieser langfristigen Entwicklung ist für die aktuelle strategische Aufstellung einer Werkstatt für behinderte Menschen jedoch nicht geeignet. Dennoch verändert sich der Markt und die Arbeitsmöglichkeiten durch neue digitale Elemente:

- Unsere Marktnische in der industriellen Auftragsfertigung, die manuelle oder auch teilautomatisierte Fertigung von mittleren Losgrößen, also Stückzahlen, für die sich bisher weder die überregionale Fertigung in Billiglohnländern noch die industrieautomatisierte Fertigung lohnt, wird kleiner. Industriearbeiten

können schneller und zunehmend billiger umgerüstet werden, so dass auch kleinere Stückzahlen künftig rentabel industriearbeitungsautomatisiert gefertigt werden können und somit die Industriearbeitsaufträge an Werkstätten abnehmen werden.

- Hersteller und Konsument werden immer öfter direkt miteinander verknüpft. Zwischenhändler werden nicht mehr gebraucht. Der Markt für die Eigenprodukte aus unseren Werkstätten verändert sich dadurch. Ein wachsender Anteil des privaten Konsums hat sich ins Internet verlagert. Chance und Risiko zugleich. Wir können an überregionale Kunden direkt zu Endkundenpreisen verkaufen, stehen jedoch im Wettbewerb mit allen und jedem. Onlinevertrieb bevorzugt die ganz großen Player, der wir nicht sein können und wollen. Deshalb brauchen wir verbündete Partner, an deren Erfolg wir teilhaben können.

- Digitale Arbeitsassistenzsysteme mit künstlicher Intelligenz, z.B. Brillen mit virtuellen Arbeitsanleitungen, ermöglichen künftig auch kognitiv eingeschränkten Menschen komplexere Arbeitsleistungen zu erbringen. Das ist

sicher nicht billig, aber bestimmt lohnend sich damit zu beschäftigen.

- Erweiterung der menschlichen Arbeitsfähigkeiten durch Robotikerelemente wie den sogenannten Powerarms. Hier gilt ebenfalls das zuvor bereits Gesagte.

- Digitalisierung und Reproduzierbarkeit von berufsspezifischem Wissen.

- Flexibilisierung von Arbeitszeit, Arbeitsort und anderen Rahmenbedingungen.

Die Welt ist im Fluss und wenn uns die Arbeit langfristig erhalten bleibt, dann wird diese ganz anders sein als das was wir heute kennen. Assistenz- und Kompensationssysteme werden uns mit künstlicher Intelligenz unterstützen. Roboter und Smarte Fertigungssysteme werden einen Großteil der Arbeit für uns leisten und 3-D Drucker unsere Häuser bauen... Vielleicht müssen oder werden wir uns dann nach einem anderen Sinn des Lebens umsehen und können uns ganz „smart“ wieder um unsere behinderten oder pflegebedürftigen Angehörigen kümmern. Aber vielleicht ist das ja auch nur eine Utopie.

Wenn Sie wissen wollen wie bedroht Ihre eigene Arbeit durch die digitale Ersatzleistung ist, dann schauen Sie doch mal unter www.job-futuromat.iab.de. Dort finden Sie die Substitutionspotentiale ihres Jobs. Der Heilerziehungspfleger/in kann demnach heute bereits zu 18% durch technische Lösungen substituiert (ersetzt) werden. Der Altenpfleger/in erst zu 14%. Und wenn Sie es genau wissen wollen... die Tätigkeiten des Geschäftsführers können bereits zu 27% technisch ersetzt werden.

■ Frank-Michael Würdich

Wenn Sie wissen wollen wie bedroht Ihre eigene Arbeit durch die digitale Ersatzleistung ist, dann schauen Sie doch mal unter www.job-futuromat.iab.de. Dort finden Sie die Substitutionspotentiale ihres Jobs.

Digitalisierung?

Noch am Anfang und doch schon mitten drin...

Nun gilt es also als „DAS“ aktuelle Schlüsselwort in Industrie, Handwerk und privatem Bereich. Herbeigesehnt, verteufelt, unvermeidbar, dringend zu forcieren: Die Digitalisierung.

Vermutlich wird in dieser Ausgabe der „Unterwegs“ schon an anderer Stelle auf die verschiedensten Bedeutungen des Begriffes selbst und dessen Wirkungsbereich sozialer, politischer, ethischer und arbeitsmarktrelevanter Art eingegangen. Jedes Thema für sich allein genommen ist schon sehr spannend. An vielen Stellen sind aus heutiger Sicht die Auswirkungen der Digitalisierung bei Weitem noch gar nicht absehbar. Fakt ist aber: Die technologische Entwicklung wird rasend voranschreiten. Und sie wird uns alle – so wir nicht mitten im Urwald im Baumhaus sitzen – täglich begleiten und formen.

Die Christophorus-Werkstätten charakterisiert unter anderem der Vorteil, dass wir ein sehr weites Spektrum an Arbeitsangeboten vorhalten können. Durch diese breite Aufstellung ergibt sich naturgemäß eine große Flexibilität bei sich ändernden internen oder externen Aufgabenstellungen. Gut und vielleicht existentiell wichtig, wenn es um Digitalisierung – um Wandel – geht.

Spannend wird die Frage zu diskutieren sein in welchem Maße, mit welchem Tempo und in welchem technologischen Umfang wir uns als Werkstätten in die aktuelle Entwicklung einbringen wollen und können. Dabei muss sowohl unsere inhaltliche, organisatorische und bauliche Aufstellung/Ausstattung als auch unsere Kernaufgabe als Werkstatt für behinderte Menschen eine eigene Betrachtung erfahren.

Einer der internen Dienstleister bei uns im Hause ist der Bereich „Technischer Dienst“. Naturgemäß ist dieser Bereich täglich mit diversen technischen und technologischen Aufgabenstellungen befasst. In der Vergangenheit haben wir hier immer versucht, einen scharfen Focus auf neue Entwicklungen zu richten. So

wurden in den 90er Jahren, als die ersten speicherprogrammierbaren Steuerungen bezahlbar wurden, diese sofort in unsere im Hause konstruierten Betriebsmittel integriert. Heute ist das Standard. Später kamen Industriekameras und Farbsensoren auf den Markt. Unser zeitiger Einstieg in diese Technologie sicherte uns zahlreiche Mess- und Qualitätssicherungsaufträge. Kamerasysteme finden sich heute in der Industrie in unzähligen Anwendungen. Seit 3 Jahren gehört der 3D-Druck in den Christophorus-Werkstätten zur Normalität. Eine Vielzahl von Arbeitsplätzen wird heute mit 3D-gedruckten Hilfsmitteln ausgestattet. (Weshalb unsere Druckerflotte mittlerweile auf 3 Stück angestiegen ist – davon einer sogar als Dual-Drucker, der verschiedene Materialien gleichzeitig drucken kann).

Eine neue zukunftsweisende und praxisnahe Technologie wird bei uns die Welt der Micro Controller sein... Wir bekommen häufig aus der Industrie, von Auftraggebern aber auch von den Beschäftigten der Werkstatt sehr positives Feedback, wenn es um Innovationsfreude und technologisches Know How geht. Bisher war unser Feeling für technische Entwicklungen also ganz gut und wir können auf einen umfangreichen Erfahrungsschatz zurückgreifen.

Wohin geht nun diese Reise? Hard- und Software werden immer preiswerter, der Grad der Automatisierung wird rapide steigen. Es gibt inzwischen Werkstätten, in denen Industrie-Roboter eingesetzt werden. Wollen wir das? Brauchen wir das? Wollen wir „mithalten“ oder selber gestalten? Ist das sinnvoll finanzierbar? Auch wird hier die gleiche Frage wie auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt zu beantworten sein: Verschafft es Jemandem einen Nutzen, wenn die Arbeit, die früher manuell ausgeführt wurde, nun automatisiert wird?

Meine persönliche Meinung dazu ist ganz klar. Roboter werden uns eine Vielzahl von Tätigkeiten abnehmen oder erleichtern. Assistenzroboter an Arbeitsplätzen oder im Alltag können Menschen mit und ohne Handicap ungeahnte neue Möglichkeiten eröffnen, vielleicht sogar überhaupt die Teilhabe am Arbeitsleben erst ermöglichen. Wir können in verschiedenen Arbeitsfeldern neue Qualitäts- und Quantitätsziele erreichen. Ja, wir haben gar keine Wahl. Wollen wir als Werkstätten auch zukünftig mit Industrie und Handwerk zusammenarbeiten, müssen wir unseren Partnern auch zeitgemäße flexible Arbeitsstätten und moderne Arbeitsplätze präsentieren. Mit automatisierter, teilautomatisierter Unterstützung oder eben auch mit Robotern. Gleichzeitig wird eine Vielzahl von Möglichkeiten entstehen um unseren Beschäftigten attraktive Arbeitsplätze, bei Bedarf mit individuellen Assistenzsystemen anzubieten.

Es gibt viele weitere Felder in denen in naher Zukunft die Digitalisierung in Werkstätten deutlich mehr Einzug halten wird. Als Beispiele seien hier Optimierung von Strukturen und Prozessen oder der Begriff „Industrie 4.0“ genannt (Mensch, Maschine und Produkt sind vernetzt). Eine große Herausforderung also für unsere Zukunftsplanung, aber auch die Fortbildungsbereitschaft unserer Mitarbeiter.

Einer der nächsten Schritte in unseren Werkstätten sollte nun eine komplette WLAN Vernetzung sein. Ganz praktisch haben wir seit Jahren leider mit einer unzuverlässigen DSL Anbindung zu kämpfen, aber ganz sicher wird es auch hier Verbesserung geben und wir werden die positiven Folgen der Digitalisierung spüren.

■ Achim Kiesewetter



Der Wochenplan wird am Smartboard erstellt

„Neue“ Medien in der Schule

Das Thema Medien wird derzeit auf allen Kanälen sehr kontrovers diskutiert.

Die Rede ist von Breitbandanschlüssen, um auch entlegene Gegenden Deutschlands Internet- und wohl vor allem Amazonkompatibel zu machen. Schulen sollen besser ausgestattet werden, Smart Boards, Tablets haben längst Einzug gehalten, auch bei den Kleinen. Jugendliche sollen mit Hilfe ihrer Smartphones Daten im www recherchieren. Es wird online geguckt, gekauft und schneller geliefert, als man zu Fuß um die Ecke zum Supermarkt gelaufen ist. In den USA gibt es Kaufhäuser ohne Kassen, die Kunden werden per Kamera überwacht, die Waren im Korb virtuell erfasst und deren Wert vom Konto abgebucht.

Obwohl all diese Dinge alltäglich sind, machen sie auch Angst. Jeder von uns gibt auf diese Weise Daten, Vorlieben und Interessen preis, wer schon mal online nach einem Gegenstand gesucht hat, weiß, wie oft man in der Zukunft mit potentiellen Kaufgegenständen konfrontiert

wird. Kaum, dass wir mit unseren Einkäufen einen Markt verlassen haben, fragt uns Google, wie es uns gefallen hat, ob wir unsere Erfahrungen teilen oder Fotos veröffentlichen möchten. Ist das die Zukunft? Oder schon längst Vergangenheit?

Da lohnt doch ein Blick zurück. Als ich 1984 meinen Schuldienst angetreten habe, war das Mittel der Wahl der Polylux (aus dem Griechischen: Viel Licht). Diese Geräte war sogar ein Verkaufschlager, pro Jahr wurden 27000 gebaut, nicht wenige davon exportiert (Quelle: Wikipedia). Mit Hilfe eines Polylux ließ sich der Unterricht gut vorbereiten, aufwendige Tafelbilder waren nicht mehr ausschließlich erforderlich. Jedoch: Folien waren Mangelware (mit Tüten oder Frischhaltefolie, sofern es diese gab, konnte man sich behelfen), und nicht jeder Klassenraum verfügte über solch ein Gerät. Nach der Wende veränderte sich vieles, Schulbücher mussten auch in

Berlin bezahlt werden, ganze Klassen-sätze von literarischen Werken verschwanden. Der Siegeszug der Kopierer begann.

Und dann wurden wir mobil. Ich erinnere mich an die Freude, als das Warten auf einen Telefonanschluss keine Sache von vielen Jahren oder guten Beziehungen mehr war. Oder: Der ALDI verkaufte Computer, vor den Märkten lange Schlangen. Das erste Handy, im letzten Drittel der Neunziger erworben, die erste E-Mail, ich war fasziniert. Ein alter Freund lebte schon damals in den USA, ich schrieb ihm, er antwortete mir sofort. Es war wie ein Rausch. Die Liste lässt sich beliebig erweitern, heute ist es normal, mit dem Handy Fahr- oder Flug-scheine zu kaufen, ich liebe meinen eBook - Reader, die Zeitung lese ich digital. Ich möchte all diese Dinge nicht missen, aber brauchen wir all diese Technik auch in der Schule? Wollen wir nicht, dass unsere Kinder wissen, wie ein Buch riecht, dass sie gebannt auf die nächste Seite schauen, umblättern, statt zu tippen? Ist es für die Entwicklung unserer Jüngsten nicht allemal wertvoller, wenn sie mit Bausteinen spielen, statt über ein Tablet zu wischen? Naturphänomene draußen beobachten, statt eine App zu öffnen? Wir waren stolz, als wir etwas mit Kreide an eine Tafel schreiben durften, und regelmäßig frustriert, wenn wir Tafeldienst hatten. Mein Chemielehrer wollte das Ungetüm (zum Aufklappen) regelmäßig streifenfrei, war viel Arbeit.

Was ist bewahrend, was ist notwendig? Meine Kollegin und ich sind uns einig, dass für unsere Erstklässler taktile Erfahrungen sehr wichtig sind. Die Kinder sollen sich im wahrsten Wortsinn ausprobieren, spielen, bauen, basteln, ihre so erworbenen Fertigkeiten auch nutzen, um „ordentlich“ mit Stiften, Besteck oder Scheren umzugehen. Und dennoch, auch die Jüngsten sind fasziniert von der Technik. Sie dürfen gelegentlich mit den iPads spielen – und lieben es sehr. Noch lassen sich diese Geräte auch gut zur Motivation nutzen. Manchmal gehen wir in den Nachbarraum, ins „Kino“. Dosierte und ausgewogen hat also auch die Technik bei uns Einzug gehalten.

Je älter unsere Schüler werden, desto gezielter lassen sich Smartboards auch zum Unterricht nutzen, oft ist die Aufmerk-

samkeit der Schüler hier sehr gebündelt und das Arbeiten durchaus effektiv. Ich bin mir sicher, hier liegt die Zukunft. Verantwortungsvoller Umgang mit diesen Geräten sollte die Maxime sein, denn trotz des Fortschrittes wollen wir doch auch, dass die uns anvertrauten Kinder und Jugendlichen wissen, wie ein Fahrplan gelesen wird oder eine Bibliothek aufgebaut ist. Nicht zuletzt lauern natürlich auch Gefahren in der Unendlichkeit des Internets, die dunklen Seiten sind hinlänglich bekannt. Unsere Schüler wollen natürlich ihre eigenen Erfahrungen machen, so waren wir auch, da helfen vor allem Vertrauen und Wissen.

Eine Umfrage unter den Kollegen ergab, dass viele die Geräte in den Klassen nutzen, so, um schnell Texte zu finden, Rezepte zu suchen, Filme zu schauen, Bewerbungen zu schreiben oder im Internet zu recherchieren. Das alles ist

längst unser privater Alltag, und nun auch der unserer Schüler.

Und es wiederholt sich wohl – in Abständen – die Geschichte. Schon damals, als ich zu arbeiten begann, gab es Kollegen, die so ihre Vorbehalte gegenüber dem Polylux hatten. Nun sind es Smartboards, Beamer & Co., die ihren Siegeszug angetreten haben. Panta rhei – alles fließt, meinte schon Heraklit, und drückte damit aus, dass „sich alles fort bewegt und nichts bleibt“. In einigen Jahren werden Kreide und vielleicht sogar Schulbücher Geschichte sein. Handhaben wir die Technik verantwortungsvoll, nutzen wir ihre Stärken bewusst und gehen dennoch achtsam mit ihr um, um Schaden von unseren Schülern abzuwenden, lesen wir „richtige“ Bücher und spielen mit Puzzeln, Puppe und Eisenbahn, dann kann die Symbiose von Neu und Alt etwas richtig Gutes für unsere Schüler und uns sein.

■ Anke Lüth

Handhaben wir die Technik verantwortungsvoll, nutzen wir ihre Stärken bewusst und gehen dennoch achtsam mit ihr um, um Schaden von unseren Schülern abzuwenden, dann kann das Neu etwas richtig Gutes für unsere Schüler und uns sein.



Arbeiten mit dem iPad



Dankbarkeit für eine über 20-jährige „Liaison“

Interview mit Jens Franze, bisheriger Vorsitzender des Kuratoriums

Nach gut 20jähriger ehrenamtlicher Tätigkeit als Vorsitzender des Kuratoriums hat sich Jens Franze (JF) dazu entschlossen, diese Aufgabe zum 31. Januar 2018 abzugeben. Im Interview, durchgeführt von Jürgen Bossert (JB), stellvertretender Vorsitzender des Kuratoriums, reflektieren wir einige wesentliche Stationen dieser langen erfolgreichen Zusammenarbeit.

JB: Lieber Jens, wie begann eigentlich Deine Reise im „Samariterland“?

JF: Die Reise begann für mich bereits 1991, und zwar zunächst beruflich. Ich war gerade aus meiner beruflichen Qualifizierungszeit aus Düsseldorf zurückgekommen und begann mit meiner erworbenen Anwaltszulassung nach jetzt bundesdeutschem Recht den Aufbau meiner selbständigen Anwaltstätigkeit in Berlin. Bei einem beruflichen Kontakt lernte ich dann Pfarrer Westphal kennen, der mich noch in diesem Jahr (1991) beauftragte, die Samariteranstalten in den gerade nach der Wendezeit vielfältigen rechtlichen Belangen zu unterstützen. Es war für mich eine große Ehre, dieses Mandat von einer so großen und altehrwürdigen Stiftung als so junger Anwalt zu erhalten. Es gab durch den Wechsel des Rechtssystems vielfältige rechtliche Aufgaben zu klären, unter anderem war die Anpassung der Satzung der Stiftung notwendig.

JB: Wie bist Du dann in die ehrenamtliche Aufgabe als Mitglied des Vorstands bzw. des heutigen Kuratoriums eingestiegen und wann hast Du die Leitung dieses Gremiums übernommen?

JF: Auch daran ist eigentlich Pfarrer Westphal „schuld“. Nach einigen Jahren der Zusammenarbeit auf dem juristischen Feld hat er mich eines Tages angesprochen, ob ich mir nicht vorstellen könnte, neben der anwaltlichen Tätigkeit auch eine ehrenamtliche Mitarbeit im damaligen „Vorstand“ auszuüben. Es waren durch das Ausscheiden einiger Mitglieder dieses Gremiums vakante Plätze – und diese Anfrage habe ich gerne angenommen. Als dann im Jahr 1997 der bisherige Vorsitzende des Vorstands – Kirchenrat Schneider – altersbedingt sein Amt niederlegte, wurde ich am 12. Dezember 1997 zum Vorsitzenden gewählt. Anfangs hieß es, ich möge diese Aufgabe für die nächsten 1 – 2 Jahre übernehmen, da ja auch gerade in diesem Gremium noch viele Themen mit juristischem Hintergrund zu klären seien. Und wie das so oft ist: aus Interimslösungen werden Dauerlösungen und so wurden aus 2 Jahren Übergangszeit dann letztlich 20 Jahre als Vorsitzender in diesem Kreis.

JB: Ich kenne Dich ja nun auch schon seit fast 10 Jahren, als ich dann ebenfalls in dieses Gremium berufen wurde. Daher

weiß ich auch von Deiner Vorliebe für Bergtouren. Wenn Du Deine Reise im Samariterland mal mit einer Bergtour vergleichst, was war Dein am meisten beeindruckendes Gipfelerlebnis?

JF: Das lässt sich glaube ich nicht auf ein Erlebnis reduzieren. Mir fällt da die sogenannte „Spaghetti-Tour“ im Monte-Rosa-Massiv in den Alpen ein. Das ist eine Tour mit mehreren 4000er-Gipfeln in dieser Region. Damit lässt sich die Zeit schon eher vergleichen. Es gab immer wieder besondere Gipfelerlebnisse in herausragenden Höhen und dann geht es auch wieder runter auf normale Gebirgshöhen und wieder leichtere Wege. Und alles hat seine besonderen Reize und Berechtigungen. Wir hatten in den letzten Jahren so viele positive Veränderungen, man kann sagen, es ging auf immer höhere Ebenen. Auch bei großen Investitionen ist es immer wieder gelungen, dennoch positive finanzielle Ergebnisse in den Samariteranstalten zu sichern. Wenn ich nun an besondere Gipfel in meiner Zeit als Vorsitzender denke, dann waren das bestimmt die Einweihung des Katharina von Bora-Hauses in 1998, die stetige Entwicklung der Korczak-Schule, das im Jahr 2012 erschienene und gemeinsam mit Pf. Voget herausgegebene Buch zum 120. Geburtstag der Samariteranstalten sowie das Verabschieden und

Genehmigen der neuen Satzung in 2012. Im Jahr 2016 kam dann die Reise nach Russland mit der Überbringung des Kreuzes aus der Samariterkirche dazu und sicher war auch das 25jährige Jubiläum der Christophorus-Werkstätten 2017 ein besonderes Gipfelerlebnis. Dieses Jubiläum war auch deshalb ganz besonders für mich, weil es an den ersten Gipfel in meiner Zeit noch ausschließlich als rechtlicher Berater erinnert: der Aufbau der Christophorus-Werkstätten mit einem Millionenaufwand und vielen vertragsrechtlichen Aufgabenstellungen im Jahr 1992. Das war der Beginn einer tollen Entwicklung – und ganz ehrlich: ich war da am Anfang sehr skeptisch gewesen.

JB: Bleiben wir noch ein wenig beim „Rückblick“. Was hast Du denn an Deiner Arbeit als Vorsitzender des Vorstands/Kuratoriums besonders geschätzt?

JF: Es war immer in toller kollegialer Umgang zwischen den Mitgliedern des Vorstands bzw. Kuratoriums. Durch die unterschiedlichen Vorerfahrungen und die interdisziplinäre Zusammensetzung des Kuratoriums konnten wir immer voneinander lernen. Es war immer ein höfliches und akzeptierendes Verhältnis untereinander und durch den konstruktiven und wertschätzenden Umgang miteinander sind wir immer zu gemeinsam getragenen Entscheidungen gekommen, die dann auch konsequent umgesetzt wurden. Ich bedanke mich da ausdrücklich bei allen meinen Weggefährten in dieser letztlich doch langen Zeit für das Vertrauen und diese Form der Zusammenarbeit.

JB: Das war ja immer auch ein gewisser Zeitaufwand, der damit verbunden war. Was hat Dich denn immer wieder angetrieben, das auf Dich zu nehmen?

JF: Das war sicher zum einen meine berufliche Leidenschaft für das Stiftungsrecht. Zum anderen war es für mich immer eine innere Freude und ideelle Motivation, für die Menschen etwas zu erreichen, die in den Samariteranstalten leben und arbeiten. Ich war auch immer sehr berührt von der Dankbarkeit der Menschen, die einen Nutzen von der Arbeit des Kuratoriums hatten.

JB: Was war denn dann sozusagen Dein Credo in den 20 Jahren als Vorsitzender des Kuratoriums?

JF: In meinem professionellen Bereich habe ich immer wieder die Erfahrung ge-

macht, dass es in dieser Gesellschaft letztlich ums Geld geht. Ich wollte aber ganz bewusst einen Teil meines täglichen Engagements in nicht monetäre Ziele einbringen und Menschen zugutekommen lassen, die in ihrem Leben nicht so viel „Glück“ hatten wie ich selbst. Es ging mir darum, den Menschen zu dienen und Lebensbedingungen wo möglich weiter zu verbessern.

JB: In welchen besonderen Situationen hast Du dabei den vom Gründer der Stiftung gewollten „Samaritergeist“ am intensivsten realisiert gesehen?

JF: Dieser Samaritergeist ist für mich immer zum Greifen nah gewesen, wenn ich erleben und beobachten durfte, wie sich engagierte und gut ausgebildete Mitarbeiter um Menschen mit z.T. mehrfachen Schwerstbehinderungen und Einschränkungen gekümmert haben. Ich werde nie vergessen, welche große Freude und welcher Stolz entstehen kann, wenn zum Beispiel Kinder in der Förderschule Dinge erreicht haben, die vielleicht sonst als „selbstverständliche Lebensroutinen“ angesehen werden. Diese Erlebnisse entstehen immer da, wo besondere Mitarbeiter mit besonderen Klienten unter besonderen Rahmenbedingungen zusammenspielen.

JB: Nach einer nun über 25jährigen „Liaison“ mit über 20 Jahren in der Rolle des Vorsitzenden des Kuratoriums verlässt Du nun die Samariteranstalten – für viele auch eher überraschend. Was hat zu dieser Entscheidung geführt?

JF: Es gibt manchmal auch plötzlich auftretende Situationen im Leben, auf die man dann angemessen reagieren muss. So gab es bei mir auch berufliche und familiäre Entwicklungen, die es mir nicht mehr ermöglichen, die notwendige Zeit für die Samariteranstalten in dem gleichen Maße aufzubringen wie bisher. Es ist derzeit notwendig, den diakonischen

Dienst in der eigenen Familie mit einzubringen und somit mehr Engagement für meine Eltern zu ermöglichen. Das will ich auch gerne tun – es hat aber auch die Konsequenz, die Aufgaben in dem Kuratorium der Samariteranstalten dann in andere Hände zu legen. Ich bin sicher, dass neue Personen auch neue Impulse setzen können. Es war eine lange schöne Zeit, die mich persönlich geprägt hat und für die ich unendlich dankbar bin.

JB: Dank ist ein schönes Stichwort. Denn auch wir aus dem Kuratorium wollen uns auf diesem Wege ganz herzlich bedanken für Deinen Einsatz, Dein wissenschaftliches Engagement, Dein Herz, mit dem Du Deinen Auftrag erfüllt hast und Dein Verständnis für uns alle und all unsere Unvollkommenheiten, mit denen wir alle behaftet sind. Es war uns immer eine Freude, gemeinsam mit Dir diesen Auftrag als Kuratorium zu erfüllen und um die richtigen Lösungen gemeinsam zu ringen. Wir wünschen Dir weiterhin Gottes Segen und vor allem viel Kraft in den aktuellen Herausforderungen, die Dir begegnen.

Und vielleicht hast Du zum Abschluss noch ein „Vermächtnis“, das Du uns mitgeben möchtest auf den weiteren Entwicklungsweg der Samariteranstalten?

JF: Ich wünsche euch allen eine glückliche Hand und Gottes Segen bei den bevorstehenden altersbedingten personellen Veränderungen in den Samariteranstalten im nächsten Jahrzehnt immer im Interesse der Gesamteinrichtung. Und möge die Entwicklung so stetig wie bisher auch immer durch das Nutzen der Chancen, die sich auftun, verlaufen.

JB: Vielen herzlichen Dank für die Einblicke, die Du uns durch dieses Interview ermöglicht hast. Alles Gute für Deine Zukunft und DANKE!

■ Jürgen Bossert

Ich wünsche dem Kuratorium eine glückliche Hand und Gottes Segen bei den bevorstehenden altersbedingten personellen Veränderungen in den Samariteranstalten im nächsten Jahrzehnt immer im Interesse der Gesamteinrichtung.

Digitalisierung und MAV-Arbeit

Digitalisierung beschreibt, grob gesagt, die Umwandlung analoger Werte oder Daten in ein digital nutzbares Format.

Als vereinfachtes Beispiel: Wenn Sie bisher Ihren Einkaufszettel von Hand geschrieben haben, jetzt aber auf eine App für Einkaufszettel umsteigen und die Einkäufe nun ins Handy eingeben, dann haben Sie Ihren Einkaufszettel digitalisiert.

Leider bleibt Digitalisierung auch oft auf dieser Umwandlungsstufe stehen und nutzt lediglich für den gleichen Arbeitsschritt digitale Medien. Dabei könnte man prinzipiell mit digitalisierten Daten wesentlich mehr machen. Bei unserem Einkaufszettel-Beispiel könnten Sie sich beispielsweise mit Familienmitgliedern vernetzen, damit keiner etwas doppelt kauft und man gegenseitig Zeit spart. Außerdem könnte Ihre App mit dem Kühlschrank vernetzt sein und Ihnen direkt melden, welche Lebensmittel noch vorhanden sind und was Sie wirklich brauchen und die App könnte Ihnen anzeigen, wo Sie welche Lebensmittel kaufen können und ob diese gerade vorrätig sind. Oder der Kühlschrank könnte Ihnen Vorschläge schicken, was Sie aus den vorhandenen Lebensmitteln kochen könnten.

An diesem anschaulichen Beispiel wird auch deutlich, warum mittlerweile auch Politiker in Deutschland Angst davor haben, dass wir den Anschluss ans digitale Zeitalter verpassen. Denn viele Firmen und auch Privatpersonen nutzen Digitalisierung nicht in der Form, wie sie genutzt werden könnte. Die Digitale Revolution, die wir gerade durchmachen, dürfte aber vergleichbar sein mit der Industriellen Revolution im 19. Jahrhundert. Wir werden dieser Entwicklung wahrscheinlich nicht mehr entkommen, es ist nur noch die Frage, ob wir daran teilhaben und unsere Chancen nutzen, oder ob wir den Anschluss verpassen und daran zugrunde gehen.

... Die Digitalisierung führt also dazu, dass sich unsere Arbeitswelt verändert. Einerseits wird die menschliche Arbeitskraft in vielen Bereichen unwichtiger. Andererseits haben wir die Möglichkeit

viel flexibler und ortsunabhängiger zu arbeiten. Alles was wir dazu brauchen, sind meistens nur ein guter Internetanschluss und ein Computer. ...

... Die großen Herausforderungen des digitalen Zeitalters sind also eine sehr gute Netzdeckung, große Datenspeicher, sehr gute Backups, ständiger Computersupport, ständige Verfügbarkeit oder Speicherung von Strom und eine Strategie zum „Abschalten“ und gesund bleiben.“

Quelle: Internetauszug vom 29.01.2018, <https://www.wissensdialoge.de/digitalisierung-was-ist-das-ueberhaupt/>

„Der Begriff Digitalisierung bezeichnet allgemein die Veränderungen von Prozessen, Objekten und Ereignissen, die bei einer zunehmenden Nutzung digitaler Geräte erfolgt. Im ursprünglichen und engeren Sinne ist dies die Erstellung digitaler Repräsentationen von physischen Objekten, Ereignissen oder analogen Medien. Im weiteren (und heute meist üblichen) Sinn steht der Begriff insgesamt für den Wandel hin zu digitalen Prozessen mittels Informations- und Kommunikationstechnik.

Aussagen zu „Digitalisierung“ von Bildung, Wirtschaft und Gesellschaft sind dabei gleichbedeutend mit der digitalen Transformation oder Digitalen Revolution von Bildung, Wirtschaft, Kultur und Politik; dies wird unter den genannten Stichworten behandelt. Die Digitalisierung als Erstellung digitaler Repräsentationen

hat den Zweck, Informationen digital zu speichern und zu verarbeiten. Sie begann historisch meist mit einem analogen Medium (Photonegativ, Diapositiv, Tonbandaufnahme, Schallplatte). Das Produkt einer solchen Digitalisierung wird mitunter als Digitalisat bezeichnet. Zunehmend wird unter Objektdigitalisierung jedoch auch die Erstellung primär digitaler Repräsentationen mittels digitaler Video-, Foto- oder Tonaufzeichnung verstanden. Hier wird der Begriff Digitalisat gewöhnlich nicht verwendet. ...“

Quelle: Internetauszug vom 29.01.2018/ <https://de.wikipedia.org/wiki/Digitalisierung>

Im Artikel aus den Eichstätter Schriften zum kirchlichen Arbeitsrecht „Digitalisierung ändert nichts – nur alles/ Arbeit 4.0 in Caritas und Diakonie“ geht Professor Helmut Kreidenweis der Frage nach, was die Digitalisierung für Caritas und Diakonie bedeutet. Darin heißt es unter anderem: „In der Sozialwirtschaft wird unter Digitalisierung oft noch die Nutzung von Office- oder Fachsoftware an Stelle von Papier und Telefon verstanden. Doch das ist klassische IT nach dem ... Input-Output-Prinzip. Bei weiterreichenden Innovationen gehen viele Verantwortliche davon aus, dass es sich um Phänomene des Industrie- oder Unterhaltungssektors handelt, von denen personenbezogene Dienstleistungen bestenfalls am Rande betroffen sind ...“

Nach Professor H. Kreidenweis handelt es sich unter anderem um klassische IT, wenn bereits existierende Hilfeprozesse

Wir werden der digitalen Entwicklung nicht mehr entkommen, es ist nur noch die Frage, ob wir daran teilhaben und unsere Chancen nutzen, oder ob wir den Anschluss verpassen und daran zugrunde gehen.

punktuell, wie z. B. bei der Koordination von Terminen oder die Dokumentation von Hilfen unterstützt werden, wenn überwiegend mit den herkömmlichen Datentypen Text und Zahlen, die schon vor Nutzung der IT genutzt wurden, gearbeitet wird oder wenn IT nicht direkt mit den Klienten in Kontakt kommt, sondern im Hintergrund von Fach- und Verwaltungspersonal genutzt wird.

Quelle: „Arbeitsrecht in der Kirche zukunftsfähig gestalten“, Eichstätter Schriften zum kirchlichen Arbeitsrecht; Band 3; Ketteler Verlag; 2017

Ist Mitarbeitervertretungs-Arbeit digitalisiert?

Unsere Arbeit in der Mitarbeitervertretung ist aus Professor Helmut Kreidenweis Blickwinkel eher im klassischen Sinne durch die Anwendung von IT geprägt. Davon abgesehen sind nur wenige betriebliche Abläufe automatisiert, die uns als Mitarbeitervertretung betreffen. Als Beispiele seien das Prozedere beim Stellen einer Überlastungsanzeige über das Intranet oder buchhalterische Vorgänge, bei denen die innerbetriebliche Software zu nutzen ist, genannt. Einschränkung muss man jedoch hinzufügen, dass diese Vorgänge jeweils von einem Mitarbeiter ausgelöst werden müssen und am Ende dessen eine Entscheidung eines oder mehrerer Mitarbeiter resultiert, wie weiter zu verfahren ist. Insofern ist hier keine Automatisierung in Form eines völlig autark laufenden Prozesses zu sehen.

Die Nutzung verschiedener Sozialer Plattformen (z.B. Facebook, WhatsApp) spiegelt sich nicht im betrieblichen Ablauf wieder. Deren Nutzung geschieht demzufolge im privaten Sektor. Das heißt, es gibt keine digitalen Prozesse, die automatisch in unsere Arbeit eingreifen, sie steuern und der wir als Gremium unterliegen. Unsere Tätigkeit ist personengebunden. Dazu gehören unter anderem die Durchführung von Sitzungen, Beratung von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in arbeitsrechtlichen Fragen, Gespräche mit der Leitung, der Personalabteilung, Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen in den verschiedenen Leitungsebenen, um betriebliche Themen zu besprechen. Dies alles geschieht auf der Basis von Arbeitsvertragsrichtlinien, Mitarbeitervertretungsgesetz und Dienstvereinbarungen mit dem Arbeitgeber, auf deren Einhaltung wir achten.

■ Gerd Gesche

WIR VERABSCHIEDEN

im Katharina von Bora-Haus

Marita Buley, Anna-Sophie Petiga,
Kathrin Müller, Angelika Rachwitz

in der Wichern-Schule

Bernd Brattig, Yvonne Marlow

in Haus Jona

Isabell Kettner

im Christoffelhaus

Petra Hartung

im Bereich EmMaRo

Sophie Lehneck

im Haus Lydia

Karsten Gippner

im Bereich Posen/Bethanien

Angelique Steck

im Wilhelminenhof

Lars Aulich, Ilona Küchler

in den Christophorus-Werkstätten

Fritz Tietz, Doris Naehring,
Sigrid Kahn

in der Verwaltung

Joachim Gralki, Angelika Zickerow,
Christine Homa

in der Zentral-Küche

Stephan Spohn

WIR BEGRÜßEN

im Katharina von Bora-Haus

Sandra Pohle, Lisa-Marie Schielenski
Manuela Fröhlich, Victoria Fritsch

in der Wichern-Schule

Petra Lehmann, Carolin Schau

im Haus Jona

Franziska Brandt

im Bereich EmMaRo

René Kursawe, Leon Hein
Tina Noetzold

im Bereich Posen/Bethanien

Bärbel Schwarz, Annika Grosser

im Haus Lydia

Katrin Kabus, Aylin Kleditzsch

im Wilhelminenhof

Sandra Conrad, Saskia Liebert

in den Christophorus-Werkstätten

Stephanie Schulze, Bernhard Siniza,
Mandy Kuczmann, Benedikt Käußl,
Magomed Batyzhnev

Digitalisierung in der Pflege – Bedrohung oder Chance?

Durch den stetigen Fortschritt, besonders im Bereich Technik, verändert sich unsere Welt, auch die Welt der Pflege.

Haben wir vor 10-15 Jahren noch von Hand dokumentiert, können wir uns heute die PC-gestützte Dokumentation gar nicht mehr wegdenken. Auch bei der Wunddokumentation gibt es immer bessere Möglichkeiten was die Qualität der Bilder, aber auch den Zeitaufwand für die Pflegekraft angeht. Aktuell gehen wir noch mit einem Fotoapparat zum Bewohner und fotografieren die Wunde, danach wird der Fotoapparat an den PC angeschlossen und man findet, nach einigen weiteren Arbeitsschritten, das Foto in der richtigen Pflegedokumentation.

In der ambulanten Pflege wird eine Wunde schon per Tablet fotografiert und dokumentiert. In der Sozialstation werden die Daten auf dem Tablet mit den Daten des PCs synchronisiert und man findet sie in der entsprechenden Pflegedokumentation wieder.

Wie wir erst kürzlich auf der Altenpflegegemesse in Hannover erfahren haben, gibt es diese Möglichkeiten jetzt auch für die vollstationäre Pflege. Die Wunddokumentation, die am Bewohner per Tablet oder Smartphone stattfindet und direkt in die jeweilige Pflegedokumentation übertragen wird, genau wie die Vitalwerte, die von der Pflegefachkraft im Bewohnerzimmer gemessen und per Klick direkt übertragen werden. Das sind enorme Erleichterungen, die Zeit sparen, welche unseren Bewohnern zu Gute kommt.

Auch bei der Ausstattung unserer Bewohnerzimmer greifen wir, immer mit dem Blick auf den Bedarf unserer Klientel, zu sogenannten intelligenten Pflegemöbeln. Der prozentuale Anteil demenz-erkrankter Bewohner steigt von Jahr zu Jahr an. Somit rückt die Sicherheit, besonders bei Bewohnern mit Hinlauffen-

denz immer mehr in den Focus. Speziell für diese Bewohner wurde das Out of Bed-System entwickelt. Out of Bed heißt, dass das Bett mit Sensoren ausgestattet ist, die ein Signal an die Rufanlage unseres Hauses senden und der Pflegekraft mitteilen, dass der Bewohner das Bett verlassen hat, was besonders im Nachtdienst bei 2 Pflegekräften im Haus sehr hilfreich ist. Denn so kann der Bewohner, bereits vor dem Verlassen des Hauses, wieder in sein Zimmer zurück begleitet werden.

Bei der Neuanschaffung von Betten haben wir einige Modelle für dieses System vorgerüstet, sodass wir im Bedarfsfall vorbereitet sind und mehr Sicherheit für unsere Bewohner gewähren können. Eine weitere Chance, mit Hilfe von Digitalisierung den Pflegealltag zu erleichtern, die Sicherheit für die Bewohner zu erhöhen und Zeitressourcen zu schaffen.

Medikamente für unsere Bewohner werden nicht mehr einmal pro Woche von unseren Fachkräften gestellt, sondern nach ärztlicher Verordnung und Dosierung, maschinell verblistert. Wir arbeiten seit 7 Jahren mit einer Apotheke zusammen, die auch das gesamte Rezeptmanagement für unser Haus übernommen hat und die Rezepte mit Hilfe eines Reichweitenmanagements, dass auf Basis einiger Kennzahlen, die sich aus der Verordnung des Arztes ergeben, automatisch und zeitnah bei den Ärzten anfordert.

Wenn ich daran denke, wie viele zahlreiche Telefonate mit den Ärzten geführt werden mussten oder wie viele Faxanforderungen hin und her geschickt werden mussten, bis das Rezept abholbereit beim Arzt in der Praxis lag. Da hatten wir aber noch lange nicht das Medikament. Der Weg bis dahin, war lang und müßig

und hat einige Nerven und viel Zeit und sehr viel Papier gekostet. Zeit, die dem Bewohner verloren ging. Das ist aus meiner Sicht ein sehr positiver Aspekt, den Digitalisierung mit sich bringt. Pflegekräfte, von pflegefernen Tätigkeiten zu entlasten und Zeitressourcen für unsere Bewohner zu schaffen.

■ Anke Tennler

VON UNS GEGANGEN SIND

im Katharina von Bora-Haus

Evelyn Petzoldt (88)
am 22. Dezember 2017

Ella Wäldrich (97)
am 02. Januar 2018

Paul Liebach (92)
am 25. Januar 2018

Dr. Kurt Walter (80)
am 23. Februar 2018

Anna Fellner (90)
am 26. Februar 2018

Ella Müller (94)
am 03. März 2018

Annerose Eberlein (92)
am 04. März 2018

Heinz Kreuzzarek (85)
am 10. März 2018

Ilse Schürmann (96)
am 15. März 2018

im Erwachsenenwohnbereich

Ursula Krüger (84)
am 29. Januar 2018

Unser langjähriger Mitarbeiter in der Hausmeisterei Jörg-Peter Köhn (61) am 22. Januar 2018



die Bewohner-Seiten

Ostern 2018

Ostern

zu Ostern bemalen wir
im Brauseunhof, Oster Eier.
Am Ostersonntag werden
auf dem Friedhof mit
Blasenspielerinstrumente Musik
gespielt zum Gedenken
der Auferstehung von
Jesus Christus der der
am Karfreitag gekreuzigt
wurde!

Text von Günter Kaufmann



Bild von Florian Gartler

Bildreihe von Wolfgang Flegel



Bild von Margarete Rammelfanger



Bild von Holger Köbsch



Bild von Jürgen Balzer



Bild von Thomas Kitzerow



Bild von Olaf Vollmar

- Karfreitag wurde Jesus ans Kreuz genagelt

- Ostern sind vier Tage

- bunte Ostereier

- Schokoladenosterhasen essen

- schön mittag essen

- kleine Krüken



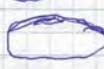





Text von Günter Hausmann und Holger Köbsch



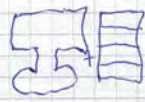

Brauche zu Ostern

- Eier bemalen
- Ostereier suchen (für die Kinder)
- eigenen Osterstrauch aus Birkenzweige schmücken

Text von Anneliese Patyna

Digitalisierung

- Kameras 
- Konsolen  
- Ärzte & Techniker sind besser zu laden  kontaktieren 
- Internet  WorldWideWeb  Smartphone
- Internetnutze ich für  Smartphone
- Android Apps
- Spiele für Android
- Youtube Videos
- Bilder im Internet
- Musik
- Bestellungen
- Platz im Telefon
- Man konnte manchmal keinen erreichen
siehe (Hertha MA für Tickets)
- Verbotene Seiten
- Abo Seite
- Spam Seite

- TV 
- DVD 
- Computer 
- Anlagen 
- + Lautsprecher

Text mit Bildern von Florian Gartler

Wir haben im Dienstzimmer
des Rathauses 3,12 einen Computer
da mit kann Termine aus schreiben einbuchen
denn Dienstplan von dem Mitarbeiter
Ereignisse schreiben das alles macht
man mit dem Computer

Text von Alexander Teske



Kallo,
 mein Name ist Waltraud Dühr.
 Ich habe ein Laptop und auch ein Handy.
 Mit meinen 7 Hand. fet telefoniere ich mit meiner
 Familie.
 Mit meinen Laptop Spiele ich Vll verschiedene
 Spiele in meiner Freizeit.
 Das macht mir sehr viel Spaß.
 Viele Liebe Grüße: Eune Waltraud

Text von Waltraud Dühr

Digitalisierung

Ich benutze den Computer und das Handy

Mit der Mund Maus kann ich besser schreiben, das ist eine Erleichterung

Ich hole mir Information aus dem Internet:

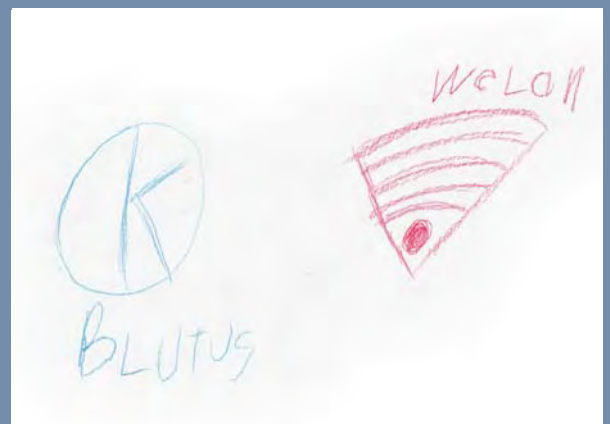
Hilfsmittel am meinen PC sind.

Tischmaus

Tastatur

Kamera

Mikrofon



Text von Martina Lupitz

Bild von Sebastian Fischer

Warum / Darum wollen wir Internet / Wlan - Anschluss

- um gemeinsam miteinander zu kommunizieren,
- mit Handys, Computer & Tablets
- den Alltag zu erleichtern,
- in vielen Einrichtungen gibt es bereits freies Wlan für Bewohner/-innen, Klienten, Besucher und Mitarbeiter/-innen,
- Spiele herunter laden,
- Facebook,

Eventl. Interessenten für einen Wlan-Anschluss

1. Andreas Detzner,
2. Sebastian Fischer,
3. Steven Conrad,
4. Marko Seidel,
5. Dieter Becker,
6. Anika Dahms,
7. Markus Eyck,
8. Niklas Ninnemann,

Text von Bewohner EmRoMa

Ich nutze als digitales
 Gerät den Fernseher.
 Auf diesen schaue ich immer meine
 Lieblingsserie "Die Tierklinik"
 und am Sonntag den Gottesdienst.

Text von Anneliese Patyna



Bild von Steven Conrad

50 Stolpersteine in Fürstenwalde – wir nehmen Verantwortung wahr!

In Fürstenwalde sind seit 2005 insgesamt 50 Stolpersteine verlegt worden. Sie erinnern daran: In der Mitte dieser Stadt wurden Menschen gefoltert, deportiert, grausam ermordet.

Ermordet, weil sie jüdische Eltern und/oder Vorfahren hatten, oder zu Juden bestimmt waren (Konvertiten), weil sie kommunistisch oder sozialdemokratisch dachten, weil sie körperlich und geistig behindert waren. Und diese Taten in Fürstenwalde sind nur ein kleiner Ausschnitt der Gräueltaten an Menschen, die zwischen 1931 und 1945 in Deutschland und im Namen Deutschlands in besetzten Ländern geschehen sind. Das darf niemals vergessen werden!

Am 14. Februar schrieb Dr. Wolfgang Gedeon, Mitglied der AFD-Fraktion des Landtages in Baden Württemberg, einen offenen Brief an den Oberbürgermeister und den Gemeinderat der Stadt Singen. Dort sollten weitere Stolpersteine verlegt werden, wogegen sich der Verfasser wandte und u.a. notierte: „beenden Sie diese Stolperstein-Aktionen! . . . Mit ihren Aktionen versuchen die Stolperstein-Initiatoren ihren Mitmenschen eine bestimmte Erinnerungs-Kultur aufzuzwingen und ihnen vorzuschreiben, wie sie wann, wessen zu gedenken hätten. Wer gibt diesen oft sehr penetranten Moralisten das Recht dazu? Es geht nicht nur um eine Inflationierung von Gedenken, sondern auch darum, dass hier aus Erinnerungs-Kultur immer mehr Erinnerungs-Diktatur wird. Das sollte man nicht weiter unterstützen!“

Stolpersteine, Zeichen einer Diktatur? Die Namen auf diesen Steine weisen auf Menschen hin, die wie wir heute hier in Fürstenwalde einmal gelebt, geliebt, gestritten, gehofft, gelacht und geweint haben. Menschen, die von anderen Menschen ermordet wurden; ihre Möglichkeiten zu leben wurden ihnen genommen; . Antrieb dafür war nichts anderes als eine radikal antisemitische, rassistische, antikommunistische und antidemokratische Ideologie. Stolpersteine erinnern daran, dass wir und die uns folgenden Generationen in einer Verant-

wortungs-Kultur stehen, einer Verantwortungs-Kultur des Nicht-Vergessens.

Die Aktion Stolpersteine ist eine der bescheidensten und doch effektivsten Form des Gedenkens. Warum bescheiden? Es wird eben Niemand gezwungen zu gedenken, Niemand muss sich durch diese Aktion etwas vorschreiben lassen. Jedem ist es freigestellt „zu stolpern“ oder einfach darüber hinweg zu gehen. Warum dann doch so effektiv? Stolpersteine pauschalisiert Schuld und Sühne nicht. Jeder Ort, jedes Aktionsbündnis klärt die eigenen Schicksale, zeigt mit den Opfern aus den eigenen Reihen, auch in unserem Ort ist es geschehen, auch unsere Mitbürger tragen Schuld. Ein zentrales Denkmal in Berlin ist gut, aber es zentralisiert auch die Betroffenheit und befreit somit über die Geschichte im eigenen Ort nachzudenken.

Wer hier versucht, die Erinnerungs-Kultur, die sich gerade ganz bewusst ihrer Verantwortung stellt, als „Erinnerungs-Diktatur“ darzustellen, macht bewusst Gedanken und Ideologie des Nationalsozialismus Schritt für Schritt wieder salonfähig.

Heribert Prantl schrieb am 22. Februar diesen Jahres in der Süddeutschen Zeitung: „Der Weg Deutschlands zum Grundgesetz führt durch die Abgründe der Geschichte. Er führt vorbei an den Stätten des NS-Terrors, er führt vorbei an den Konzentrationslagern, er führt vorbei an den Orten, denen man das Unrecht heute nicht mehr ansieht.“

Die 50 Stolpersteine in Fürstenwalde – und die

vielen, vielen an anderen Orten in Deutschland und Europa, die verlegt werden müssen, weil es die unzähligen Opfer gegeben hat! – erinnern in erster Linie an Menschen, die unter uns gelebt haben. Sie erinnern uns hier in Fürstenwalde daran, was wir unwiederbringlich verloren haben: Ärzte, Kaufleute, Opernsänger, Schulkinder, Arbeiter, Journalisten, Menschen mit Behinderungen, Verkäuferinnen, Rabbiner, Glaser, liberale, soziale oder kommunistisch eingestellte Menschen... unsere ehemaligen Nachbarn. Sie erinnern an das Unrecht, an die Gräueltaten, die manche heute nicht mehr sehen sondern verdrängen wollen. Wer über die Stolpersteine geht, „trampelt“ nicht auf den Opfern herum; wer sie aber vergessen will, tritt sie mit Füßen! Deshalb sind Stolpersteine wichtige, ja unverzichtbar bleibend mahnende Zeichen: Erinnern, Verantwortung für die Vergangenheit ist eine kulturelle Leistung. Die Ursache, dass wir uns erinnern, dass wir mahnen müssen – das ist ein Ergebnis einer furchtbaren Diktatur! Das darf niemals vergessen werden.

■ Für das Aktionsbündnis Stolpersteine in Fürstenwalde: Gabi Moser, Guido Strohfeldt und Paul-Gerhardt Voget



Stolpersteinverlegung am 06.09.2017 vor dem Haus Germania

Die „Wasserpflüger“ erhalten das Wort

Liebe Leserinnen und Leser, in diesem Artikel erzählen die Sportler des Drachenbootteams „P,S&A Wasserpflüger“ von ihrem Sport. Einige schrieben Briefe, andere berichteten stolz im Interview und jeder auf seine ganz besondere Weise.

Holger, 46 Jahre alt, Keramiker in den Christophorus-Werkstätten: „Wohnen tu ich im Marienheim, in Fürstenwalde. In meiner Freizeit mache ich gern Sport, Musik hören, Spiele spielen und sehr gern Mandalas malen in meinem Zimmer. Mein Drachenbootteam heißt die ‚Wasserpflüger‘. Ich war erst bei Christian in der Gruppe, danach dann bei den ‚Wasserpflüger‘. Ich trainiere unten an der Spree und in der Sporthalle, immer dienstags von 16:00 Uhr bis 17:00 Uhr. Wie das Paddeln geht? Als erstes brauche ich die Schwimmweste. Dann musst du dich mit dem Paddel vorbeugen, dann langsam zurück und so, dass ich den anderen dabei nicht nass spritze. Erst noch die Erwärmung, dann das Paddel so, dass der Arm gerade ist, dass es nicht schräg ist. Man muss ja gerade einstechen. Es hilft, wenn jemand den Takt vorgibt, dann kommt man nicht so schnell raus. Der Sport ist leicht, das macht mir auch Spaß. Ich mach das gerne. Im Boot sitze ich auf der rechten Seite. Auf der Linken kann ich das nicht. Der Trainer heißt Ralf. War ja vorher ein anderer. Das war der Daniel, aber der macht bei uns nicht mehr mit. Ich war schon bei Wettkämpfen, einigen, nicht vielen. Hm. Erfolge. Ich habe Urkunden. Ich habe mir auch die ganz alten Urkunden aufgehoben. Die Medaille habe ich auch noch irgendwo, ich muss erst mal schauen.“ Herr Köbsch wird plötzlich ganz aufgeregt und erfreut. Er bietet mir an, mir Montag alles mitzubringen, dass ich es mir anschauen kann. Ich bedanke mich und biete ihm an, es zum nächsten Training mitzubringen. „Gelernt habe ich schon einiges, aber noch nicht alles. Das kommt nach und nach. Da kriegen wir auch Muskeln dafür, wenn wir das alles mitmachen. Besonders viel Spaß habe ich beim Drachenboot, ganz allgemein. Meine Ziele sind der Start an der Brücke und ja, ich will auch mal gewinnen. Das wäre schon mal gut.“

Kerstin, 31 Jahre alt, Tischlerin im Holz der Format-Werkstatt und in der GALA: „Harken und Rasenmähen – alles was

draußen ist. Ich wohne in Berkenbrück in einer AWO-Wohnstätte. In meiner Freizeit mache ich gern Fahrrad fahren, weg-fahren mit Zügen und so was alles. Ja, Drachenboot. Wir waren ja schon bei den ‚Spreecoyoten‘. Wir machen ja schon ganz lange mit. 3-4 Jahre. Marleen war auch schon so lange mit dabei. Jetzt sind wir bei euch. Wir trainieren in der Sporthalle und auf dem Wasser, auf der Spree, mit dem Boot. Das macht sehr viel Spaß. Ist anstrengend und dann muss man mit dem Paddeln erstmal reinkommen.“ Sie zeigt es mir: „So und dann so.“ Kerstin hebt den rechten Arm, führt den linken Arm nach unten an die linke Seite und deutet eine Zugbewegung von vorn nach hinten an. „Am Anfang war alles sehr schwer. Das musste ich erst lernen. Da hatte ich och Schwierigkeiten. Da bin ich ehrlich. Ich sitze auf der linken Seite. Ralf und Simone sind meine Trainer. Früher Daniel von den Spreecoyoten. Wettkämpfe hatte ich schon mitgemacht. In Fürstenwalde, Bad Saarow, Biesenthal. ‚Dabei sein ist alles!‘ Erfolge, hm. Keine Ahnung, weiß ich jetzt nicht. Also die ganzen Jahre hatte ich Spaß. Auf dem Wasser und in der Halle macht es mir Spaß. Sport ist meine Leidenschaft. Ich

habe gute Ausdauer. Ziele habe ich keine. Mir ist mein Motto lieber, aber, wenn man es mal schafft einen besseren Platz zu machen, das ist schon mal ganz gut.“

Patric, 23 Jahre alt, Wäscheservice im Katharina von Bora-Haus. „Ich wohne in Fürstenwalde bei meiner Oma und bei meiner Mutter. Ich mache in meiner Freizeit gern Sport oder sitze auf der Couch und lümmle. Drachenboot fahre ich schon seit vielen Jahren. Zurzeit bin ich bei die ‚Handicaptains‘ und bei die ‚Wasserpflüger‘. Ich habe bei den ‚Wasserpflüger‘ im Winter angefangen und seit dem macht es mir Spaß. Vorher war ich auch bei Hasi bei den ‚Pneumant Dragons‘. Im Winter trainiere ich drinnen: Sporthalle und Schwapp und sonst draußen, dienstags ab 16:00 Uhr und donnerstags ab 17:00 Uhr. Wie das Paddeln geht, das erzähl ich gern. Das Paddel richtig im Wasser und danach dann bis das Boot dann vorwärts geht. Man muss das Boot schieben und das Paddel ziehen. Der Trainer sagt immer: ‚Das Paddel immer schön weit rein und dann schön durchziehen.‘ Schwer ist das nicht. Ich sitze auf der linken Seite, aber auch rechts. Meine Trainer heißen Simone,



Wasserpflüger bei der Fürstenwalder Langstreckenregatta für Funteams

Ralf und Marko. Ich habe schon ganz viele Wettkämpfe mitgemacht: Rostock, Warnemünde, Bad Saarow, Fürstenwalde, Schwerin. Erfolge hatte ich noch keine. Aber ich habe viel Spaß, besonders beim Grillen.“

René, 36 Jahre alt, Montagegruppe Linpac der Christophorus-Werkstätten und Gruppe Lidl (Großlager). „Ich wohne in einer eigenen Wohnung in Fürstenwalde. In meiner Freizeit mache ich gern Sport und gucke Fernsehen. Mein Drachenbootteam heißt ‚Wasserpflüger‘. Ich

paddle schon länger. Vorher war ich bei den fAWOriten. Wir trainieren am Bootshaus und in der Sporthalle. Wie das Paddeln geht? Na Paddeln!“ Herr Fischer zeigt es mir: den rechten Arm unten an der Seite, den linken Arm oben über dem Rechten und erklärt dabei: „Man muss das Paddel gerade einstechen und an der Hüfte wieder rausholen. Der Trainer erzählt, wie ich weiß, man muss auf den Vordermann achten. Man darf den Vordermann das Paddel nicht in den Rücken hauen. Im Boot sitze ich auf der rechten Seite. Mein Trainer heißt Ralf. Ich war



Die Wasserpflüger beim Arbeitseinsatz am Bootshaus am 21. Oktober 2017

Liebe Drachenboot- Freunde!

Bevor wir euch von unserem Sport erzählen, möchten wir uns vorstellen. Ich heiße Carina, bin 46 Jahre alt und arbeite als Küchenhilfe in den Samariteranstalten.

Ich heiße Thomas, bin 33 Jahre alt und arbeite in einer Metallwerkstatt bei Format.

Beide wohnen wir in der schönen Stadt Fürstenwalde. In unserer Freizeit machen wir gern Sport. Das wir Drachenboot fahren, ist etwas ganz besonderes für uns. Die AWO hat es uns möglich gemacht, diesen Sport zu beginnen. Am Anfang waren wir sehr aufgeregt, weil ein Boot wackelt ja nun mal. Mit dem Stechpaddel müssen alle zugleich durch das Wasser ziehen. Das dieses möglich ist, dazu braucht man eine Trommlerin. Bei jeden Schlag der Trommel ein Paddelzug. Und damit das Boot nicht Zickzack fährt, gibt es noch einen Steuermann.

Wir trainieren schon seit 2013 einmal in der Woche und nehmen auch an Teamwettkämpfen teil. Unser 1. Trainer hieß Daniel. Jeden Donnerstag trafen wir uns von 17-19 Uhr zum Training. Unsere ersten Wettkämpfe waren in Fürstenwalde. Als Team fAWOriten belegten wir den 15. Platz und waren sehr stolz auf uns. Mit diesem Team fAWOriten waren wir bei vielen Wettkämpfen; mehrmals in Fürstenwalde, in Bad Saarow und sogar zweimal in Biesenthal. Dort belegten wir den 2. Platz. Bei den Wettkämpfen müssen wir immer eine Strecke von 250m zurücklegen.

Wir haben bisher ganz vergessen zu erzählen, wie groß unser Boot ist. Es sitzen 16 Paddler im Boot, dazu kommen noch eine Trommlerin und der Steuermann. Wenn wir durch Ausfällen (z.B. Krankheit) nicht genügend Paddler sind, unterstützen uns Sportler aus anderen Vereinen.

Unser Wunsch war es, das ganze Jahr über zu trainieren. Der Verein Pneumant macht uns das möglich. Seit diesem Jahr haben wir neue Trainer: Ralf und Simone. Sie trainieren uns jetzt immer dienstags von 16-17 Uhr. Einige Sportler sind neu dazu gekommen und andere sind gegangen. Wir tragen seit diesem Jahr auch einen anderen Teamnamen, weil das Team sich jetzt aus Sportlern von den Samariteranstalten und der AWO zusammensetzt. Wir tragen den lustigen Namen „P, S & A Wasserpflüger“, kurz: „Wasserpflüger“.

Bei der 15. Füwa-Race, der Drachenbootregatta in Fürstenwalde haben wir in diesem Jahr den 7. Platz in der 250m Mixed Fun-Cup mit einer Zeit von 1:33:811 Minuten gewonnen. Und dann hatten wir ein Rennen von 1000 Metern. Wir traten in der Fun-Klasse an und hatten eine Zeit von 6:06:000 Minuten = Platz 1.

Wir haben in diesem Jahr viel gelernt. Wir sind immer noch sehr stolz auf unsere Leistungen, haben viel Spaß und Freude und auch das Ziel, noch besser zu werden.

Thomas und Carina

schon bei Wettkämpfen, unten an der Spree hier in Fürstenwalde. Und Erfolge? Puh, mir fällt erst mal nichts ein. Gelernt habe ich sehr viel, dass wir schnell gefahren sind. Besonders viel Spaß habe ich mit den ganzen Leuten, dass sie alle gut mitmachen und dass sie alle gute Laune mitbringen. Meine Ziele sind, dass wir noch weit nach vorne kommen.“

Willi, 57 Jahre alt, IMO-Arbeiter + Transporte in den Christophorus-Werkstätten und Gruppe Carena. „Ich wohne im Marienheim in Fürstenwalde. In meiner Freizeit mache ich gern: Tanzen, Rad fahren, meine Schwester besuchen, Fußball spielen und im Drachenboot fahren. Mein Team heißt ‚Wasserpflüger‘. Ich bin schon so lange wie Carina dabei. Seit Daniel das mit uns gemacht hat. Dann Pause. Und dann hatte Holger mich gefragt, ob ich wieder mitmachen möchte, nun bin ich wieder dabei. Wir paddeln auf der Spree und jetzt in der Halle, dienstags gleich nach der Arbeit. Wie das geht? Na so: an der Seite.“ Herr Riebe macht es vor: Eine Hand oben, die andere unten, dann macht er eine Zugbewegung von vorn nach hinten. „Ich muss darauf achten, dass ich nicht gegen den vor mir paddle. Das ist schwer. Einen Takt zählen hilft mir. Und ich trage Paddelschuhe. Carola hat auch mal mitgepaddelt, Da hatte sie Stöckelschuhe an und ist unten am Steg gelaufen. Sie hat sich den Fuß verknackst. Ich sitze im Boot auf der linken Seite. Der Trainer heißt Ralf. Ich war schon oft bei Wettkämpfen dabei, hier in Fürstenwalde unten an der Spree. Auch in Biesenthal waren wir schon gewesen. Und wir hatten Erfolge: 1 Medaille in Fürstenwalde bei der 1000m Regatta, sonst gab es Urkunden. Besonders viel Spaß habe ich beim Sport. Mein Ziel im Sport ist mal einen Sieg machen.“ Herr Riebe lacht herzlich beim letzten Satz. ▶

Michel, 35 Jahre alt, Hausmeister in Rauen in der evangelischen Grundschule, Polsterer in den Christophorus-Werkstätten: „Ich wohne in einer eigenen Wohnung in Fürstenwalde. In meiner Freizeit mache ich gern viel, mit Kumpels treffen (habe viel zu wenig Zeit dafür), Spiele an der PS4 spielen und meine Kinder. Heute habe ich sie wieder.“ Herr Müller lächelt dabei. „Mein Drachenbootteam heißt jetzt ‚Wasserpflüger‘. Ich paddle schon seit Herr Bock mich zum Schnupperpaddeln mitgenommen hat. Das ist bestimmt schon 7 Jahre her. Meine Mannschaften waren die ‚Handicaptains‘, die ‚Spreecoyoten‘, die ‚fAWOriten‘ und nun die ‚Wasserpflüger‘. Ich trainiere im Verein, am Ruderclub in Fürstenwalde, dienstags, aber da habe ich immer voll Haus, weil mein Kumpel immer kommt. Wie das Paddeln geht? Was soll ich erklären? Das ist schwer, ist nicht für jedermann. Ich bin auch nicht perfekt, aber es geht. Wechselsachen sind angebracht. Der Trainer sagt immer, dass die anderen im Takt bleiben sollen, ich komme da schon mit. Ich sitze ganz vorn auf der linken Seite.“ Er zeigt es mir noch mal: rechte Hand hoch über die linke Schulter, linke Hand nach unten an die linke Seite. „Mein Trainer heißt jetzt Ralf. Wettkämpfe hatte ich schon, hier in Fürstenwalde und in Biesenthal. In Biesenthal hatten wir den 2. Platz und das 2-mal. Wenn die andern nicht aufgehört hätten mit Paddeln, hätten wir auch den ersten machen können, aber naja... In Fürstenwalde...“ Er lacht laut auf. „...schreib am Besten: der 1. von hinten! Es könnte besser sein. Schön wäre mal der 10. Platz vielleicht. Gelernt habe ich schon was beim Paddeln, ja. Herr Bock?“ Er fragt seinen Gruppenleiter: „Habe ich schon was gelernt? Beim Paddeln?“ Er erhält eine Bestätigung und freut sich laut. „Besonders viel Spaß habe ich mit den Teamkollegen, wie Thomas und Mandy und wie heißt der andere noch mal? Meine Ziele sind der 10. Platz werden, mindestens. Aber das ist in weiter Ferne. Es könnte auch der 1. sein, aber das wäre zu hoch gesetzt.“ Und er lacht wieder. „Mal nicht Letzter werden ist meine Wunschvorstellung.“

Ich mache alles mit!

Ich heiße Frank und bin 52 Jahre alt. Ich arbeite im Metall, bohren, entgraten – in der Behinderten Werkstatt Format. Ich wohne in Fürstenwalde in meiner eigenen Wohnung. In meiner Freizeit mache ich gern Sport. Gewichtheben und Fitness.

Beim Drachenboot bin ich schon lange. Mein Team heißt – äh – „Wasserpflüger“ und vorher fAWOriten. Ich trainiere in Fürstenwalde, auf Wasser der Spree und in Turnhalle, dienstags 16 Uhr. Paddeln? Was soll das sein? Festhalten, einsteigen, rechte Hand nach oben, linke Hand unten. So runter geht das und dann Paddel wieder raus. Beim Ausstieg wieder aufpassen und festhalten. Stimmt? Was richtig oder?

Ich sitze auf der linken Seite. Der Trainer heißt, oh, der Name. Du Simone oder, wie der heißt mit Namen, Ralf. Der ist nett. Der macht Spaß mit.

Stimmt dit? Wettkämpfe? Ja. Erfolge? Das ist ne Frage! Wir haben den 4. Platz gewesen, runter. War auf der Spree gewesen. Ist schwer, geht nach Punkte und wir waren höher oder tiefer, ungleich. Gelernt habe ich, ja klar. Sport machen. Das machen und das alles. Besonders viel Spaß habe ich mit Paddel. Ja. Mit Paddeln. Ja, gerne machen.

Meine Ziele sind, dass wir besser sind. So machen. Wir müssen uns anstrengen, dass wir den ersten Platz kriegen. Mal den 1. Platz. Hohoho!

Frank Knuth

Ich mache gern Sport

Ich heiße Marleen und bin 39 Jahre alt. Ich arbeite als Hauswirtschafterin in der Werkstatt Format in Fürstenwalde.

Ich wohne in Berkenbrück und mache in meiner Freizeit gern Sport.

Im Drachenboot paddle ich schon lange. Mein Team heißt „Wasserpflüger“. Ich trainiere auf der Spree, dienstags von 16-17 Uhr.

Das Paddel halte ich mit dem rechten Arm oben am Griff und mit der linken Hand unten am Blatt. Ich ziehe das Paddel an der linken Seite von vorn nach hinten. Weil ich nicht hören kann, muss mein Trainer Ralf mit Gebärden und Gesten erklären, was ich machen soll. Alle helfen mir sehr gern. Im Boot spüre ich den Takt sehr gut. Ich kann schon ganz gut paddeln. An Wettkämpfen nahm ich schon teil, aber Erfolge hatte ich noch kein. Das ist mir auch nicht so wichtig.

Mitmachen und dabei sein ist mir wichtig. Das macht mir Spaß.

Marleen Wulff

Mein Freizeitprojekt „Drachenbootsport“

Ich möchte heute über mein Freizeitprojekt „Drachenbootsport“ berichten.

Als Ausgleich zu meiner Arbeit in der format gGmbH Fürstenwalde im Bereich der Garten- und Landschaftspflege habe ich mich dem Drachenbootteam „Wasserpflüger“ angeschlossen. Mein Drachenbootteam ist für Menschen mit Handicap ein Vereinssport. Unser Trainer heißt Herr Ralf Unger. Wöchentlich trainieren wir 1 Stunde auf der Spree und im Winter gibt es ein wöchentliches Hallentraining in der Sporthalle der BSG Pneumant Fürstenwalde. Wir trainieren für den Drachenbootwettbewerb. Sehr wichtige Regeln, wie richtiges paddeln und üben des Gleichtakts müssen trainiert werden. Wir sitzen alle (16 Personen) in einem Boot und ich habe viel Spaß, mich in der Natur auf dem Wasser zu bewegen und Teil dieser Mannschaft zu sein. Die Atmosphäre ist hervorragend und tut gut für Körper und Seele. Herr Unger hat sehr viel Geduld mit uns und ist total super! Bei Wettkämpfen fiebern auch immer Eltern mit.

Ich freue mich auf jede Trainingsstunde!!!

Mike Götze

Die digitale Verwaltung?

Welcher Verwaltungsmitarbeiter kann sich heute eigentlich noch vorstellen, einen Nettolohnbetrag mit dem Taschenrechner oder „mit der Hand“ zu berechnen (Beherrschen Sie eigentlich noch die schriftliche Subtraktion auf einem Zettel?) oder ein Kassenbuch handschriftlich zu führen?

Menschen, die vor vielleicht 40 Jahren in der Verwaltung gearbeitet haben, würden wohl bereits heute angesichts der seither eingetretenen Veränderungen verzweifeln, wenn sie jetzt zur Arbeit ins Büro kämen!

Ein nicht unbedeutender Mitarbeiter aus der Branche der Wirtschaftsprüfung/-beratung konfrontierte mich unlängst mit der Aussage „Wussten Sie eigentlich, dass es angesichts der Digitalisierung Ihren und meinen Job in 10 Jahren vielleicht gar nicht mehr geben wird? Und dass unsere Kinder irgendwann mal ihren Enkeln erklären müssen, was ein Busfahrer, ein Taxifahrer, ein Buchhalter war?“ Ich muss zugeben, dass mich die Aussagen sehr nachdenklich gemacht haben, und sie rufen irgendwie auch diffuse Ängste wach. Mal abgesehen davon, dass ich mich in 10 Jahren aller Voraussicht nach bereits in den wohlverdienten Ruhestand verabschiedet haben dürfte: Heißt das jetzt für mich, meine Arbeitszeit bis dahin unter Anderem damit zu verbringen, mit ganzer Kraft dafür zu sorgen, dass in den nächsten Jahren sowohl das Papier als auch (ein Teil?) der Tätigkeiten oder gar Arbeitsplätze in meinem Verantwortungsbereich nach und nach verschwinden wird? Oder wäre es angemessener, stattdessen einfach mal entspannt abzuwarten und zu beobachten, was ringsherum passiert?

Vor ein paar Wochen begegnete mir der Satz „Alles was digitalisiert werden kann, wird in naher Zukunft auch tatsächlich digitalisiert werden“. Die in dieser Aussage behaupteten tiefgreifenden Veränderungen sind nach meiner Einschätzung tatsächlich nicht aufzuhalten und werden früher oder später massive Auswirkungen auf unsere Arbeitswelt haben. Realistisch betrachtet, bleibt uns

gar nichts anderes übrig, als diese Entwicklung aktiv, behutsam und verantwortungsbewusst mitzugestalten. Tun wir es nicht, werden es Andere tun, denn die Welt ist gerade durch die Digitalisierung kleiner geworden als jemals zuvor. Was man in Deutschland aus vielleicht gutem Grund nicht angeht, wird uns jemand aus Asien oder Amerika sehr schnell vormachen.

Wenn man es so sehen will, haben wir bereits in den letzten Monaten ein Stück digitale Zukunft nicht nur für die Buchhaltung sondern auch für die beteiligten Verantwortlichen innerhalb der Samarteranstalten gestaltet: Die Einführung der digitalen Rechnungsverarbeitung. Der Begriff „papierloses Büro“ geistert ja schon einige Jahre durch die Arbeitswelt. Und tatsächlich ist es uns unter meiner Verantwortung und mit aktiver Mitarbeit aller Beteiligten gelungen, den Papierberg bei den Eingangsrechnungen deutlich zu verringern. Für knapp 70 Prozent aller eingehenden Rechnungen gilt nach heutigem Stand: Sie landen zunächst in einem gesonderten Eingangspostfach als Anhang zu einer E-Mail, werden ohne weiteres Zutun einer Erkennungssoftware zugeführt, die weitestgehend automatisch alle relevanten Daten wie Rechnungsnummer, Betrag und Bankverbindung erkennt. Sogar die automatische Verteilung an den zuständigen Fachbereich (Besteller) und die automatisierte Verbuchung (Kontierung) sind möglich. Es sind weiterhin noch mit manuellen Tätigkeiten verbundene Arbeitsschritte vonnöten (auf der Computertastatur), wie die Prüfung, Freigabe und Bezahlung der Rechnung. Wer weiß, vielleicht entfällt auch das in 10 Jahren, wenn uns die innovativen Programmierer aus Indien die entsprechende App entwickelt haben...

Alle an diesem Prozess Beteiligten bestätigen: Die digitale Eingangsrechnungsverarbeitung bringt erhöhte Datensicherheit und vor allem mehr Schnelligkeit im Vergleich zur bisherigen Verfahrensweise. Selbstredend entfallen nun das Vorhalten von manuellen Rechnungskopien in den Fachbereichen, die aufwändige Archivierung von Papierbelegen und der Gang zum Briefkasten. Aber das Beste: Mittels Volltextsuche findet jeder mit etwas Übung leicht alle Belege, die man irgendwann mal zuvor auf dem Bildschirm hatte, mit ausgewählten Suchkriterien wieder.

Also alles Bestens? Ja und Nein. Mehr Digitalisierung schafft naturgemäß noch mehr Abhängigkeiten von der EDV und den entsprechenden Spezialisten, hier scheint mir unsere Struktur bislang nicht ausreichend mitgewachsen zu sein. Auch Sicherheitsthemen sind neu zu hinterfragen und dann sind ja da noch die restlichen 30 Prozent der Rechnungen, die derzeit weiterhin als Papierbeleg eingehen...

Klar ist aber auch: Wir befinden uns erst am Anfang einer Entwicklungsphase. Mir fallen jedenfalls zahlreiche Stichworte hierzu ein: digitale Bewohnerakten, digitale Personalakten, digitale Vertragsverwaltung, Verpflichtung zur durchgängig elektronischen Versendung unserer Ausgangsrechnungen, flächendeckende Umsetzung des digitalen Rechnungsstandards ZUGPFERD, langfristiger Wegfall sämtlicher Bargeldgeschäfte...

■ Jörg Ulrich



Martina Lupitz, Ronny Klohn und René Schulze

Digitalisierung

Interview mit Bewohner/innen aus dem Wilhelminenhof

Was verstehen Sie unter Digitalisierung?

Frau Lupitz: Da geht es um Internet und die ganzen Geräte wie Handy und Computertechnik, Smartphone und Tablets.

Herr Klohn: Ja, das ist mir ein Begriff, das sind auch Laptops.

Herr Schulze: Damit sind auch Mp3 Player gemeint und heute gibt es schon Smartwatch's mit denen man das Telefon benutzen kann.

Was sind die Vorteile der Digitalisierung?

Frau Lupitz: Man kann gleich im Internet bestellen, also wie Amazone. Man kann auch Briefe schreiben also eine Mail verschicken oder SMS schreiben. Ich mache das Handy an, mache den Lautsprecher an und das Handy schreibt alleine.

Herr Klohn: Wenn man Digitalisierung macht, könnte wir Blätter sparen, das ist besser für die Umwelt. Man könnte dadurch auch Zeit einsparen, das ist auch

immer ganz wichtig. Man könnte auch diese Zeitung Digitalisieren, diese „Unterwegs“ Zeitung und vor allem jeder hätte darauf zugriff, auch die Leute von außerhalb.

Herr Schulze: Man kann mit WhatsApp Sprachnachrichten verschicken, das ist gerade gut für Leute wie mich, die nicht gut schreiben können. Man braucht nicht immer zur Bank gehen um seinen Kontostand abzufragen. Das wichtigste ist aber, dass man die Umwelt schützt, weil weniger Papier.

Was sind die Nachteile der Digitalisierung?

Frau Lupitz: Man muss bei Kameras aufpassen. So wie, wenn man Skypet, da muss man aufpassen das die Kamera nicht an ist. Oder die Kamera ist an und man sieht es nicht, dass man ausspioniert wird. Auch mit Vieren muss man aufpassen und braucht ein Anti-Virus-Programm.

Herr Klohn: Datenschutz, das ist immer das Problem, wenn man so eine Zeitung digitalisiert, weil jeder darauf zugriff hat und man müsste dann diejenigen um Erlaubnis fragen ob die Bilder im Internet gezeigt werden dürfen. Das ist ja das was wir jedes Jahr ausfüllen müssen und dann in unserer Akte drin zustehen haben (die Foto und Filmgenehmigung). Mein Vorschlag wäre, dass man die Leute, von denen man die Bilder macht, direkt fragt, ob die Bilder im Internet veröffentlicht werden dürfen.

Herr Schulze: Man ist natürlich auch immer sichtbar, heutzutage kann ja jeder der sich ein bisschen auskennt einen zurückverfolgen. Man muss auch immer seine persönlichen Daten überall hinterlassen.

Welche Medien benutzen Sie?

Frau Lupitz: Ich benutze den Computer, den Fernseher und bin oft bei You Tube. Handy benutze ich auch, das ist aber

immer so schnell alles. Das Handy ist für mich auch Lebensretter, z.B. wenn ich irgendwo stecken bleibe.

Herr Klohn: Ich benutze meistens das Handy, weil man das meist schneller benutzen kann als den Computer. Den PC muss ich immer erst hochfahren. Ich hab die Apps immer gleich da und ich komme immer gleich ins Internet. Laptop benutze ich auch.

Herr Schulze: Ich benutze oft den Fernseher, den Computer muss ich nicht mehr so oft benutzen, weil ich das Internet wie Google auf meinem Fire TV Stick empfangen kann und kann dadurch alles auf dem Fernseher machen. Natürlich benutze ich auch das Handy und meine Smartwatch.

Frau Lupitz, Sie fragten gerade was eine Smartwatch ist?

Herr Klohn: Die kannst du dann praktisch mit dem Handy verbinden: Man erkennt dann wer angerufen hat

Herr Schulze: Das ist quasi ein Handy oder kleiner Computer bloß am Handgelenk. Man kann damit anrufen oder Nachrichten lesen. Das ist ganz praktisch für mich. Nachteil ist nur, dass ich sie ständig aufladen muss.

Hat die Technik Ihr Leben verändert?

Alle gleichzeitig: Ja

Und warum?

Frau Lupitz: Ich kann nicht viel mit den Händen machen, hab früher Puzzle gemacht, dann Lego und dann kam der Computer der mir das Leben sehr erleichtert hat. Ich habe schreiben am Computer gelernt, die Außenwelt kennengelernt, Spielen macht mir auch Spaß am Computer. Das wichtigste ist aber das man am Computer viel lernen kann. Meinen Computer möchte ich nicht mehr hergeben und zu meinem Geburtstag wünsche ich mir ein Tablet, so dass ich auch unterwegs Hilfe bekomme.

Herr Klohn: Ich habe z.B. eine App auf meinem Handy, die mir vorliest, das ist für mich eine sehr große Hilfe. Wenn ich im Internet unterwegs bin, markiere ich den Text und das Programm liest mir den Text vor. Das finde ich eine sehr gute Sache für Leute die nicht lesen können.

Herr Schulze: Das beste Beispiel ist das Handy, damals als ich mein erstes Handy hatte, hatte das ja noch Tasten und da hatte es ewig gedauert bis ich wählen konnte. Jetzt beim Smartphone brauch ich das nur auf den Tisch legen, einmal

Wischen und antippen und dann wählt es schon. Oder früher konnte ich nie SMS schreiben, musste immer telefonieren, heute brauch ich bloß eine Sprachnachricht schicken und hab schneller gesagt was ich haben will als zu schreiben. Ich bin ja auch ein begeisterter Filme gucker und da hat mir die heutige Technologie, wie die Internetvideotheken oder der Fire TV Stick, die Arbeit schon sehr erleichtert. Weil ich nicht mehr in den Laden gehen muss und Tonnenweise DVD's kaufen muss und mir die Schränke voll stellen muss.

Glauben Sie, dass die sozialen Kontakte durch die Digitalisierung abnehmen oder zunehmen?

Frau Lupitz: Ich glaube eher zunehmen, weil viele behinderte Menschen sich nicht so bewegen können. Wenn ich z.B. einen Urlaub machen will, dann suche ich einfach im Internet, suche mir die Telefonnummer und rufe da einfach an. Oder, wenn ich mit der Bahn fahren will, suche ich einfach im Internet die Nummer raus und rufe da an. Ich bin dadurch auch selbständiger geworden, vor 10 Jahren war das noch nicht so. Ich werde dadurch auch selbstbewusster.

Herr Klohn: Das ist mehr geworden, weil man mehr WhatsApp benutzen kann. WhatsApp benutze ich jetzt mehr, weil diese Sprachnachrichten alles vereinfachen. Es geht schneller, man weiß was man sagen will, man muss nicht solange überlegen.

Herr Schulze: Ich persönlich glaube, wenn wir nur von sozialen Kontakten sprechen, haben diese abgenommen. Wir

reden dabei ja auch von zwischenmenschlichen Beziehungen und Freundschaften. Ich glaube das es abnimmt, weil sich keiner mehr Zeit nimmt. Vor 10-20 Jahren war es so, wenn mir einer meiner Freunde oder meine Familie was sagen wollte, musste derjenige vorbeikommen oder ich musste hingehen und es persönlich sagen. Aber heute ist es nur noch so, dass es per Nachrichten oder Telefon erledigt wird und keiner mehr vorbeikommt. Keiner nimmt sich mehr die Zeit miteinander zu reden und die persönliche Ebene bleibt dabei auf der Strecke.

Welche Wünsche haben Sie?

Frau Lupitz: Das Internet muss sich verbessern. Mal geht es und mal nicht. Und freies W-LAN für alle. Es gibt ja auch Leute die haben kein Geld um sich Internet zu leisten, für die ist das gut.

Herr Klohn: Ich würde auch freies W-LAN nehmen. Ich habe immer viele Updates und alleine dafür benötige ich schon W-LAN. Und fast jeder ist heutzutage auf Internet angewiesen.

Herr Schulze: Wir haben hier auch immer schlechten Internetempfang und ich wünsche mir auch freies W-LAN mit gutem Empfang.

Ich bedanke mich an dieser Stelle bei Martina Lupitz, Ronny Klohn und René Schulze für das sehr angenehme Interview und das sie sich Zeit genommen haben, auch in einer so schnelllebigen Zeit. Und einen großen Dank an Alfons Schulz, der den Leuten, in der Internet AG, Tipps und Kniffe zeigt sich in der Digitalen Welt zurecht zu finden.

■ Sven Birkholz

„Ich habe z.B. eine App auf meinem Handy, die mir vorliest, das ist für mich eine sehr große Hilfe. Wenn ich im Internet unterwegs bin, markiere ich den Text und das Programm liest mir den Text vor. Das finde ich eine sehr gute Sache für Leute, die nicht lesen können.“

Glaube digital? Oder: „Bedenken first, digital second“.

Kennen Sie BlessU2, den Segensroboter? Im Zuge des Reformationsjubiläums wurde dieser putzige Metallkasten mit seiner an Star Wars erinnernden Stimme auf- und ausgestellt. Die Idee war's wurde gesagt, die Menschen sollten über das Thema „Segen“ ins Gespräch kommen.

Möglicherweise gab es noch eine zweite Idee: Christlicher Glaube, eingebettet in die christlichen Kirchen, hat in breiter Öffentlichkeit Patina angesetzt. Anders gesagt: Viele Menschen meinen, Kirche und Glaube, das sind ziemlich veraltete Sachen. Das passt nicht mehr in unsere Zeit. Im Gegenzug versuchen kirchliche Menschen, zu zeigen: Wir sind modern! Segen per Computer BlessU2 – schön moderner Name! –, den Glauben digitalisieren: Moderne Christen, moderne Kirche.

Hier läuft etwas schief. Mal ganz abgesehen davon, was modern ist, christlicher Glaube lässt sich nicht digitalisieren! Denn: Glaube, Liebe, Zorn, Wut – immer geht es um das Miteinander von unverwechselbaren Persönlichkeiten. Adam und Eva, Kain und Abel, Jesus, Petrus, Luther, Bach, Ernesto Cardenal, Micha aus Moreshet, Küng, David und Bathseba, Thomas von Aquin, Zachäus, Paul Gerhardt, Judas, Elia, Augustin, Jesaja ... Menschen aus Fleisch und Blut, Menschen, die ihr Leben mit anderen geteilt haben, die für andere wichtig waren – zu ihrer Zeit an ihrem Ort, in ihren Beziehungen leben. Vor allem geht es um Menschen, die mit dem Wort Gott ein sehr besonderes Gegenüber, einen sehr besonderen Adressaten ihres Lebens benennen konnten.

Folglich beschreibe ich mit christlichem Glauben eine Qualitätsbeschreibung für eine Dreierbeziehung; es geht um die Beziehung zwischen Gott und Mensch einerseits und Mensch und Mensch andererseits. Im Evangelischen Gesangbuch stehen dazu diese Worte: „So je-

mand spricht: `Ich liebe Gott´ und hasst doch seine Brüder, der treibt mit Gottes Wahrheit Spott und reißt sie ganz darnieder. Gott ist die Lieb und will das ich den Nächsten liebe gleich als mich.“ (EG 412,1). Genau das hat Jesus deutlich gemacht; davon erzählt die ganze Bibel in alten Geschichten und das leben wir – hoffentlich! – in unseren Lebens – Geschichten.

Lebensgeschichten sind nun mal persönlich und keinesfalls digital. Digitalisierung ist eine Methode, ein Arbeitsmittel. Hilfreich, wenn es zielführend eingesetzt wird. Eine Weiterentwicklung, die gewiss in vielen Bereichen Arbeit erleichtern kann und Ressourcen (Papier!) sparen kann. Also auch wichtig für die Arbeit in Diakonie und Kirche.

Aber: BlessU2, der ja hier auch nicht mehr als ein Beispiel ist, verwechselt Inhalt und Methode. Digitalisierung ist eine Methode, ein Arbeitsmittel; Glaube kann

ein wichtiger, persönlicher Inhalt zur Lebensgestaltung sein. Bitte nicht verwechseln!

Tja, dann doch noch zwei Bemerkung zu „BlessU2“: Ein Automat ist eine Maschine, ist unpersönlich und soll Geld und Zeit sparen, in dem Menschen ersetzt werden, das gilt für den Fahrkartenautomaten statt des Fahrkartenschalters, für den Geldautomaten statt des Bankschalters... Begegnung, Beziehung ist zu teuer – deshalb Ersatz durch Automaten. Segen per automatischer Maschine?

Schließlich: Liebe Schwestern und Brüder, die Ihr meint unbedingt modernistisch sein zu müssen, bleibt doch bitte wenigstens seriös. BlessU2 macht Segen lächerlich. Wenn modern, dann erklärt mir, was heute Sünde, Vergebung, Rechtfertigung bedeutet. Aber bitte ernsthaft – sonst höre ich nicht zu, wende mich ab! Denn auf digitalisierten Glauben kann ich gut verzichten.

■ Paul-Gerhardt Voget

**Christlicher Glaube lässt sich nicht digitalisieren!
Denn: Glaube, Liebe, Zorn, Wut – immer geht es
um das Miteinander von unverwechselbaren
Persönlichkeiten.**

Glaubensbekenntnis heute

Wir leben – es war übrigens geschichtlich betrachtet nie wirklich anders! – in einer Gesellschaft, in der Menschen unterschiedliche Glaubensüberzeugungen haben. Für die Samariteranstalten als diakonische Einrichtung trifft das besonders zu: niemand wird etwa seines Glaubens wegen abgewiesen, weder hilfe- oder arbeitsuchender. Schon Burgdorf hat jedwede konfessionelle Begrenzung als Widerspruch zur Barmherzigkeit angesehen. Nicht nur deshalb gehört der Islam selbstverständlich zu Deutschland und in die Samariteranstalten.

Die Redaktion freut sich sehr darüber, dass ein ihr bekannter junger Syrer, der seit einigen Jahren in Fürstenwalde lebt, für diese Ausgabe aufgeschrieben hat, welche Glaubensüberzeugungen ihn durch gute und schwierige Zeiten tragen:

Mein Credo (Elizabeth Hamilton)

Fest glaube ich an Gott als die Quelle aller Liebe.

Zuversichtlich glaube ich an den Wert aller Menschen.

Hoffnungsvoll glaube ich an die erlösende Liebe Gottes in der Auferstehung Christi.

Ehrfürchtig glaube ich an die Möglichkeit menschlicher Begegnung mit Gott.

Getröstet glaube ich, dass Gott uns begleitet, mit uns leidet, und sich über uns freut.

Scheu glaube ich an den Geist Gottes, der uns innewohnt.

Bewundernd glaube ich an die Kommunikation mit Gott durch die Musik,

durch die Kunst, durch wortlose Ausdrücke unseres Sehns.

Dankbar glaube ich, dass Gott uns mit Begabungen beschert. Wenn wir unsere

Begabungen benutzen, so bringen wir ihm, anderen, und uns selbst Freude.

Frohen Herzens glaube ich an die Verantwortung und den Segen der Nächstenliebe.

Demütig glaube ich, dass die alltäglichen Barmherzigkeiten, die wir einander zeigen,

unser unvollkommenes aber bestes Verständnis von der Liebe Gottes widerspiegeln.

Traurig glaube ich an die menschliche Neigung, nur an sich selbst zu denken.

Schauernd glaube ich an die menschliche Kapazität, Böses zu tun,

Gott und den Nachbarn den Rücken zu kehren.

Hilflos glaube ich an die heilende Kraft der Gnade.

Suchend glaube ich an die Offenbarung Gottes in den Heiligen Schriften, in der Schöpfung des Universums, in den Herzen und im Geist der Menschen, und in der Geschichte.

Skeptisch glaube ich an die Notwendigkeit der Hinterfragung, den Austausch mit

Gleichgesinnten und den Austausch mit Andersdenkenden.

Nüchtern glaube ich an die Freiheit zu entscheiden, was ich mache.

Fehlbar und die Versuchung der Selbstgefälligkeit wahrnehmend glaube ich an den

Wert der Gemeinde, der Beichte, des Abendmahls, der Benediktion.

Die Psalmen internalisierend glaube ich an das menschliche Beten, Dichten, Loben,

Jubeln, Flehen, Zweifel, und Bangen vor Gott; ich glaube, dass Gott uns hört.

Bekenntnis eines Muslim

Ich glaube an Gott,

die absolute Macht im Universum,

die das Leben erhält, wie sie will.

Er ist der Barmherzige,

der über unsere Fehler erhaben ist.

Ich glaube an Gott den Weisen,

der für uns immer das Beste auswählt.

Gott ist großzügig.

Er gibt jedem, was er bedarf.

Ich glaube an die Gebote,

wie sie der Islam lehrt.

Sie regieren unser Leben.

Die Gebote des Islam lehren mich Liebe und Toleranz.

Sie fördern die Brüderlichkeit in der ganzen Welt.

Ich glaube, dass die Religion des Islam nicht verantwortlich ist für schlechte Taten einiger schlechter Leute.

Der Prophet Mohammad rief auf zu Liebe und Nächstenliebe.

Ich glaube, dass man Gott nicht sehen kann,

aber man kann ihn in seinem Geist fühlen.



Im Südringcenter Frankfurt (Oder) befinden sich die Aufwind-Arbeitsräume

Schon viel erreicht. Noch viel mehr vor!

10 Jahre gemeinnützige Aufwind GmbH sind ein guter Grund, einen Artikel darüber mit einem drei Jahre alten Zitat zu betiteln, auch wenn wir es in einem anderen Zusammenhang schon einmal als Überschrift verwendeten. Aber es ist treffend und bringt vieles auf den Punkt.

In der „Unterwegs“ 01/2015 berichteten wir über das 50jährige Jubiläum der Aktion Mensch, über den Europäischen Protesttag zur Gleichstellung von Menschen mit Behinderung und über unser „Café der Inklusion“ im Frankfurter Spitzkrug-Multi-Center (SMC), in das wir Menschen mit und ohne Behinderung zum Gespräch und zum Austausch zu Themen wie Teilhabe und Barrierefreiheit einluden. Damals entschieden wir uns auch, das Motto des Aktionstages „Schon viel erreicht. Noch viel mehr vor!“ für unseren Neujahrsempfang im Januar 2015 zu nutzen und schrieben dazu an dieser Stelle „Mit dem Thema spannten wir den Bogen von unserem Aktionstag im SMC über die ganz persönliche Reflexion des Jahres 2014 unserer Klienten bis hin zu ihren Erwartungen, Wünschen und Zielen im Jahr 2015 und darüber hinaus.“

Das „darüber hinaus“ ist nun sehr gegenwärtig – 2018 feiern wir das 10jährige Bestehen der Aufwind gGmbH. Am 7. September laden die Klienten und Mit-

arbeitenden Angehörige, gesetzliche Betreuer, Mitarbeiter der Werkstätten, der Sozialämter und Partner aus sozialen und kulturellen Einrichtungen zu einer Festveranstaltung ins Frankfurter Kleistforum ein. Ein Organisationsteam aus Mitarbeitenden beider Standorte trifft sich seit Ende 2017 regelmäßig, um diesen Tag zu einem besonderen Erlebnis werden zu lassen. Einzelheiten werden hier natürlich nicht verraten, aktuell nur so viel: Neben einer einmalig erscheinenden Jubiläumszeitung wird es u.a. eine ganz besondere „Zeitreise“ geben. Einen Wettbewerb zur Gestaltung der Einladungskarte gewann die Klientin Frau Valentina Daniel aus Frankfurt (Oder), ihr Motiv wird also auf den Einladungen zu sehen sein.

10 Jahre ambulante Betreuung für erwachsene Menschen mit geistiger Behinderung (auch in Verbindung mit psychischer Erkrankung und Suchterkrankung) waren natürlich bewegte und spannende Jahre, die einen kurzen Rückblick auf die Anfänge lohnen. Für die

„Unterwegs“ erzählen zwei Kolleginnen, die von Anfang an dabei sind, von der damaligen Zeit und schildern rückblickend ihre Gedanken und Gefühle.

„Im 2. Halbjahr 2007 wurden bereits Gespräche mit uns geführt zu einer geplanten Zusammenlegung des ambulant betreuten Wohnens von Wichern und der Samariteranstalten“, sagt Regina Geithe, Bezugsbetreuerin am Standort Fürstenwalde. „Es wurde von der Gründung einer gGmbH gesprochen und uns wurde die neue Chefin Frau Klocek vorgestellt.“

Christine Deckwerth, heute Teamleiterin am Standort Frankfurt (Oder), arbeitete seit 2006 im stationär betreuten Wohnen bei der Wichern Diakonie. Zu dieser Zeit betreuten 5 oder 6 Mitarbeitende einige WG's im Stadtgebiet und das Büro befand sich in einer WG in der Gubener Straße. Wie in Fürstenwalde auch wurden die Mitarbeitenden über eine geplante Kooperation informiert. Beide Kolleginnen berichten davon, dass die Mitarbeitenden im Jahresverlauf 2007 gefragt wurden, ob sie zum neuen Träger der ambulanten Betreuung wechseln oder in anderen Arbeitsbereichen ihrer bisherigen Einrichtungen tätig sein wollen. „Bis auf eine Kollegin wollten in Frankfurt alle den Neustart wagen,“ erinnert sich Christine Deckwerth und Regina Geithe ergänzt: „Wir in Fürstenwalde reagierten zunächst verunsichert und skeptisch. Es wurden Einzelgespräche geführt, die uns verständliche Ängste nehmen sollten. Wichtig war uns die Arbeitsplatzgarantie und die Zusage, für die nächsten fünf Jahre weiter nach Tarif bezahlt zu werden. Wäre das Unternehmen gescheitert, hätten wir innerhalb dieser Zeit in die Samariteranstalten zurückkehren können.“

Aufbruchstimmung, gemeinsam Neues wagen, mutig nach vorn blicken, eine interessante Zeit – mit diesen Befindlichkeiten beschreiben die Kolleginnen die Erwartungen in Frankfurt (Oder) und Fürstenwalde. Christine Deckwerth: „Statt nach dem Steckkartensystem arbeiteten wir mit Wochenplänen. Die mit den Sozialämtern in den Hilfeplangesprächen vereinbarten Fachleistungsstunden boten mehr Zeit für individuelle Unterstützungsleistungen, was von den Klienten positiv aufgenommen wurde.“

Regina Geithe beschreibt die erwähnte Aufbruchstimmung so: „Die neue Chefin war sympathisch, sehr aufgeschlossen für unsere Ideen. Zunächst arbeiteten wir in zwei Teams, es fanden sich jeweils vier Mitarbeitende zusammen, die sich gut verstanden. Einer war Teamkoordinator. Wir gestalteten die Dienstpläne selbst und entwickelten effektive Vertretungspläne, die es übrigens auch heute in leicht abgewandelter Form noch gibt.“ In gemeinsamen Klausurtagungen konnten alle ihre Ideen offen benennen und sich einbringen, es verlief sehr demokratisch, die Hierarchien gestalteten sich flach. Alle hatten das Gefühl, den Betreuungsalltag selbstständiger und eigenverantwortlicher gestalten zu können und flexibler im Zeitmanagement zu sein.

Und natürlich war und ist Digitalisierung ein wichtiges Thema, wenn es um effektive Arbeitsabläufe im Betreuungsalltag geht. Wochen- und Monatspläne, Leistungsnachweise und Verlaufsberichte für die Kostenträger sind längst standardisierte Dokumente im Rahmen des Qualitätsmanagements, die auch immer wieder ergänzt und aktualisiert werden müssen. Sie sind mitunter zeitaufwändig, aber notwendig für die berechenbare und transparente Dokumentation unserer Unterstützungsleistungen. Von den Ämtern wissen wir, dass sie genau das an unserer Zusammenarbeit schätzen. „Aufwind hat sich im Laufe der Jahre einen guten Namen erarbeitet bei den Kostenträgern“, darauf legt Christine Deckwerth besonders Wert. Und sie ergänzt: „Ich denke, die meisten unserer Klienten sind auch stolz, bei Aufwind zu sein. Sie repräsentieren uns bei öffentlichen Veranstaltungen wie dem jährlichen Aktionstag, dem Fest der Nachbarn und beim traditionellen Samariterfest.“

Wer mehr über die Anfänge der Aufwind gGmbH wissen möchte, dem sei das 2012 erschienene Buch „Die Samariteranstalten Fürstenwalde – Eine diakonische Stiftung zwischen Kaiserreich und Bundesrepublik“ (beb.ra wissenschaft verlag GmbH, ISBN 978-3-45410-005-7) empfohlen. Warum sich die Samariteranstalten Fürstenwalde und die Wichern Diakonie Frankfurt (Oder) ab 2007 für das Geschäftsfeld „Ambulant Betreutes Wohnen für Menschen mit Behinderung“ und eine gemeinsame Tochtergesellschaft entschieden, beschreibt Herr Matthias Kube, Vorstand des Wi-

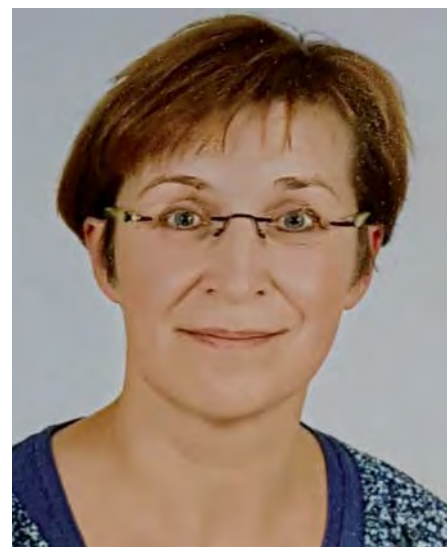
chern Diakonie e.V. im Kapitel „Kooperation in der Diakonie“. Der Autor schildert anschaulich, wie der Prozess organisiert wurde, mit welchen Problemen, Risiken und Chancen er verbunden war, welche Fehler gemacht wurden und warum zu guter Letzt zu einer „gelingen Kooperation auf Augenhöhe“ gekommen ist.

Schon viel erreicht. Noch viel mehr vor! Unsere Festveranstaltung am 7. September wird also nicht nur eine gute Gelegenheit sein, gemeinsam Bilanz zu ziehen, sondern auch Ausblicke zu wagen und Visionen zu entwickeln, mit Zuversicht, Mut, Selbstbewusstsein und Weitblick. Dazu haben wir gute Gründe!

■ Andreas Dittkrist



Christine Deckwerth, Teamleiterin
am Standort Frankfurt (Oder)



Von Anfang an dabei:
Regina Geithe, Bezugsbetreuerin
am Standort Fürstenwalde



Marcel Grube

Reden wir über Digitalisierung mit ...

... Marcel Grube und Jens Schiffke

Herr Grube, Sie sind ehrenamtlich im Kuratorium der Samariteranstalten (SAF) tätig. Beruflich ist Ihnen soziale Arbeit ebenso wenig fremd wie der IT-Bereich. Können Sie uns kurz Ihren „Karriereweg“ beschreiben oder anders gefragt: Wie wurden Sie, was Sie sind?

G: Während meiner ersten Ausbildung, Anfang der 1990er Jahre, war ich mit der Inbetriebnahme und der Reparatur von Büromaschinen befasst. Hier wurde für mich aber klar, dass die Fehlersuche anhand von Algorithmen und das letztlich für mich doch etwas eintönige Tauschen von mechanischen und elektronischen Komponenten, für meinen beruflichen Lebensweg wenig Zukunft haben würde. Vermutlich fehlte mir auch die „menschliche“ Seite.

Als Mensch mit DDR-Biografie und kirchlichem Hintergrund war mir vor der

politischen Wende der Weg zum Abitur versperrt. Dieses holte ich dann auf dem sogenannten 2. Bildungsweg nach der Ausbildung nach. Parallel dazu begann meine Tätigkeit in der häuslichen Krankenpflege einer Berliner Diakoniestation, zumeist auf Aushilfsbasis, in der Freizeit dann auch zeitlich umfangreicher.

Diese Tätigkeit setzte ich auch während meines betriebswirtschaftlichen Studiums mit Schwerpunkt im Bereich der öffentlichen Verwaltung und von Non-profit-Organisationen fort.

Die Kombination aus pflegerischer Erfahrung und betriebswirtschaftlicher Ausbildung führte mich dann Mitte der 2000er Jahre zur Caritas in das ländliche Bayern. Neben für einen Stadtmenschen ganz neuen kulturellen Erfahrungen war ich dort im Verwaltungsbereich für mehrere Sozialstationen tätig. Unter anderem fiel die Zuständigkeit für die Informati-

onstechnologie in mein Aufgabenspektrum. Die Herausforderung war, mit limitierten finanziellen Mitteln und einer im ländlichen Umfeld eher unzureichenden Infrastruktur für Internetdienste, eine geeignete Basis für die administrativen Aufgaben zu schaffen. Eines meiner letzten Projekte dort, war die Veränderung der Softwarelösung für die Geschäftsprozesse der ambulanten Pflege bis hin zur mobilen Datenerfassung für die Mitarbeiter in der Pflege.

2010 wechselte ich zu einem Anbieter und Dienstleister für Softwarelösungen im Sozialwesen und bin dort als Consultant vor allem während der Einführungsphase der Software bei Kunden vor Ort tätig. Meine Aufgabe: Prozesse zu analysieren und, wo es sich anbietet, auch neu zu gestalten; die Software kundenindividuell zu konfigurieren und die Anwender im Umgang mit der Software zu schulen.

Herr Schiffke, beinahe 30 Jahre Mitarbeiter der Samariteranstalten, wenn ich mich recht erinnere, sind Sie ja auch auf Umwegen zur IT-Technologie gekommen. Etwas Gemeinsames zwischen Ihnen beiden?

S: Bevor ich zu den Samariteranstalten kam, hatte ich beim Reifenwerk eine Ausbildung zum Instandhaltungsmechaniker absolviert und dort einige Jahre in diesem Beruf gearbeitet. 1990 begann ich als Hausmeister, Heizer und Gärtner im Christoffelhaus. In das Aufgabengebiet fielen auch das Jugendwohnheim (heute Emmaus), Rosalienhof, Wilhelminenhof, Haus Emmaus in Bad Saarow und die Mitarbeiterwohnungen in der Johannes-R.-Becher-Straße. Das waren lange Tage mit unterschiedlichen Schichten; wir haben gegen 04:30 Uhr angefangen und an manchen Tagen ging es bis 23:00 Uhr. Damals habe ich mit Herrn Uhlig zusammen gearbeitet und zwei Bewohner unterstützten uns im Heizdienst, Herr Balzer und Herr Leisker. Tja, das war schon ein großes Objekt. Später wurde das aufgeteilt. 1996 wurde ich Essensfahrer und dann Kraftfahrer im Linienverkehr. Dort war ich Herrn Schreiter zugeordnet. Das habe ich sehr schätzen gelernt.

Hatten Sie nicht auch eine lange Zeit die „Schlüsselgewalt im Himmelreich Samariter“?

S: Ja, das auch. Nicht zu vergessen die Telefonanlage. Und demnächst, worauf schon viele warten: WLAN. Schon als

Hausmeister habe ich eine EDV-gestützte Inventarisierung gemacht. Da war Windows noch in den Kinderschuhen. Zu meiner Zeit als Essensfahrer wurde Herr Schreiter Leiter einer AG EDV. Denn der Direktor Westphal wollte die EDV in den Samariteranstalten strukturieren. Mir hat dabei sehr geholfen, dass ich nebenbei eine Ausbildung zum Netzwerkadministrator gemacht habe. Daher konnte ich Herrn Schreiter, der für Herrn Westphal herausfinden sollte, wie eine Vernetzung bei SAF aussehen könnte, technisch zur Seite stehen. So wurde ich als Administrator bestellt und nach und nach habe ich immer mehr Aufgaben von der Firma ESC übernommen; heute wird das zentrale Netzwerk komplett von mir betreut.

Hört sich ziemlich einfach an, wie ein ebener Weg.

S: Von wegen. Das erste Intranet habe ich zu Hause noch persönlich von Hand programmiert, bevor es hier zum Einsatz kam. Kaum war das in Betrieb, kamen von allen Seiten die Wünsche: Der Eine wollte dieses Feature, die Andere jene Anwendung. Wie das eben immer so geht. Das ließ sich dann zeitlich nicht mehr von Hand machen.

Spannende Lebenswege, die Sie beide einen reichen Schatz an Erfahrungen haben einsammeln lassen! Von der Pflege, über Leitung, zur IT-Technologie

und zur Bildung; von der Heizung über den Kraftfahrer zum Systemadministrator. Wenn Sie beide den Ausschnitt betrachten, in dem Sie täglich unterwegs sind, was bedeutet heute und künftig das Zauberwort „Digitalisierung“?

G: Unter Digitalisierung lässt sich weitgehend die informationstechnische Verarbeitung von Daten verstehen. Informationen, in Form von Texten, Bildern oder Tönen, werden hierbei möglichst strukturiert gespeichert, verarbeitet und letztlich wieder zur Verfügung gestellt, um neuen Nutzen zu spenden wie Wissen zu vermehren.

Die elektronische Datenverarbeitung in der sozialen Arbeit ist einerseits schlicht notwendig, weil beispielsweise Externe, wie etwa Leistungsträger (insbesondere Kranken- und Pflegekassen) die elektronische Datenübermittlung für erbrachte und abgerechnete Leistungen einfordern. Zum anderen zeigt die Digitalisierung aber auch, dass Prozesse beachtlich beschleunigt werden können, wenn benötigte Daten zielgerecht zur Verfügung stehen oder auch Mitarbeiter von routinemäßigen Aufgaben entlastet werden und sich damit eher auf die Versorgung der zu betreuenden Menschen konzentrieren können.

S: Ich gieße mal etwas Wasser in den Wein: Für mich ist Digitalisierung ein Kunstwort. Früher hat man eine Wanduhr mit einer Kette aufgezogen, dann hat

Die Digitalisierung zeigt, dass Prozesse beachtlich beschleunigt werden können, wenn benötigte Daten zielgerecht zur Verfügung stehen oder auch Mitarbeiter von routinemäßigen Aufgaben entlastet werden und sich damit eher auf die Versorgung der zu betreuenden Menschen konzentrieren können.

sie die Zeit angezeigt. Heute gibt es digitale Uhren, die genau das Gleiche machen. Digitalisierung, das steht für einen Prozess. Eine soziale Einrichtung, Herr Grube hat das ja gerade gesagt, braucht extern aber auch intern Daten: Planung, Kontrolle, Dokumentation und Evaluation. Es werden eben nicht mehr lange Papierlisten erstellt und gewälzt; Datenabfrage per Knopfdruck. Man hat jederzeit, was man braucht, für den Kostenträger, wie für Mitarbeiter oder Leitung.

Viele Menschen haben Sorge bei Veränderungen. Aus Ihrer Sicht: Wie wird die Digitalisierung den heutigen Ablauf sozialer Arbeit, also Arbeit mit Menschen verändern?

G: Ich gebe zu, dass ich Veränderungen gegenüber hin und wieder auch nicht immer uneingeschränkt positiv gegenüber stehe, insbesondere dann, wenn Sie fremdgesteuert sind. Wenn ich hieraus aber Vorteile für meine berufliche Tätigkeit oder mein eigenes Leben erkenne, steigt die Akzeptanz doch ungemein.

Trotz Digitalisierung sollte die Interaktion von Menschen zu Menschen im Zentrum der sozialen Arbeit bleiben. Informationstechnologie sollte sich eher als „Mittel zum Zweck“ im Hintergrund halten, die Vorteile aber klar aufzeigen und schon gar nicht als einschränkend oder störend von den beteiligten Menschen – Betreuten und Mitarbeitern – empfunden werden. Der Umgang mit digitalen Technologien wird mehr und mehr zu einer Selbstverständlichkeit werden, so das hier vermehrt die befürchteten oder echten Barrieren abgebaut werden dürften. Ich erinnere mich durchaus noch an den unfassbaren technischen Aufwand zu Beginn des World Wide Webs, Anfang der 1990er Jahre, um in selbiges zu gelangen. Heute sind die meisten von uns, oft rund um die Uhr, mit ihrem Telefon „online“ ohne sich groß darüber Gedanken zu machen.

Die weiterhin durchaus beachtliche Fortentwicklung der IT wird neue Möglichkeiten auch in der sozialen Arbeit bieten und diese unterstützen. Hier wird es auch künftig die hohe Kunst sein, Potentiale zu erkennen und Vorteile hieraus zu erschließen.

Dem „Pflegeroboter“ stehe ich im Übrigen auch skeptisch gegenüber. Aber mal schauen, was ich darüber in fünf Jahren denke.

S: Die Skepsis von Herrn Grube für den „Pflegeroboter“ teile ich. Soziale, erst

recht diakonische Arbeit stellt doch immer noch den Menschen in den Mittelpunkt! Nicht immer erleichtert die Digitalisierung die Arbeit. Dazu zwei Beispiele, zuerst aus dem Altenpflegeheim: Da sitzt eine Bewohnerin, ist sauber gewaschen, gekämmt, die Nägel sind manikürt - der Besucher sieht, es ist alles in Ordnung. Die Kollegin vor Ort fragt: "Herr Schiffke, warum muss ich das jetzt noch alles dokumentieren?" Und ich ergänze: "Warum muss das Selbstverständliche stets und ständig dokumentiert werden? Warum nicht nur die Abweichungen?". Zweites Beispiel, Küche: Als Essensfahrer habe ich aus jedem Haus ein Buch mitbekommen, darin war die Bestellung für die Küche notiert. Mit der Lieferung ging das Buch – es gab immer zwei davon im Wechsel – an die Wohnstätte zurück. Jetzt schreibt das Haus eine Mail an die Küche, der Mitarbeiter dort notiert sich das auf einen Zettel – man kann sich ja nicht alles merken – trägt es in den Computer ein, bestellt es elektronisch und in der Küche wird es wieder ausgedruckt.

Die Folge?

S: Manchmal wäre es hilfreich, einen Prozess konsequent zu Ende zu führen. In der Küche wären eventuell Touchscreens hilfreich. Für Altenheim und Küche und manches andere Digitalisierungsprojekt gilt: Die AG Entbürokratisierung wartet schon! Eine einfache Grundregel: Nicht am Bedarf, nicht am Menschen vorbei digitalisieren!

Möglicherweise haben ja viele Aspekte der sog. Digitalisierung längst ihren Platz in unserem Alltag eingenommen, wenn ich etwa an Smartphones denke. Inwiefern werden diese Dinge weiter unser Leben beeinträchtigen?

G: Meine berufliche Tätigkeit ist sehr viel mit Reisen verbunden. Ich kann mir dieses mobile Leben tatsächlich nur noch schwer ohne das Smartphone mit der gebotenen Funktionsvielfalt vorstellen.

Auch privat bietet es doch eine Menge nützlicher Funktionen. Hin und wieder sollte man es dennoch beiseitelegen, um sich auf sein Gegenüber konzentrieren zu können.

Über die Phase der Digitalisierung mit Smartphones sind wir allerdings vermutlich schon längst hinaus. Heute geht es verstärkt um das „Internet der Dinge“, obgleich es für mich nicht notwendig er-

scheint, dass mein Kühlschrank mit dem Internet verbunden werden kann. Die Heizung in der eigenen Wohnung einzuschalten, bevor man von der Reise wieder daheim ist, würde ich dagegen an kalten Tagen schon praktisch empfinden. Was ist im Einzelnen als sinnvoll erachtet wird, ist sicherlich sehr subjektiv. Manche Trends empfinde ich auch sehr fragwürdig. Ob ich beispielsweise meine Gesundheitsdaten über eine Fitnessuhr mit „meinen Freunden“ bzw. eher mit Dritten und deren unklaren, kommerziellen Absichten teilen sollte, würde ich doch überdenken.

S: Aber Herr Grube, an vielen Mitarbeiterarmen werden diese Uhren getragen, wie das bei Trends eben so ist. Ich will Ihre Frage, Herr Voget, mal weniger individuell sondern eher in Richtung auf SAF beantworten. Am Beispiel WLAN: Vom Trend her ist ja schon sehr lange die Frage: Wann kriegen wir endlich WLAN? Der Gesetzgeber hat lange gebraucht, um rechtliche Sicherheiten für WLAN-Betreiber zu schaffen. Zu unserem betrieblichen drahtgebundenen Netzwerk wird es ein separates dienstliches WLAN geben. Es wird da nur ganz wenige, extra gesicherte Schnittstellen geben. Ein zweites, allgemeines WLAN ist dann für die private Nutzung vorgesehen. Worauf wir aber bei diesem ganzen Thema achten müssen, ist, dass es nicht zu einer Prioritätenverschiebung kommt. Ich betone noch mal, es geht um den Menschen. Wenn Zeit gewonnen wird, z.B. für Gespräche mit den Bewohnern, dann ist es gut. Wenn aber die EDV im Mittelpunkt steht, dann ist Diakonie durch Bürokratie, sei sie auch digital, ersetzt.

Worauf wird sich eine Einrichtung wie die Samariteranstalten einstellen müssen, wenn es um die Zukunftsfähigkeit geht?

G: Bei der Analyse gegenwärtiger und künftiger Prozesse, insbesondere in der Erhebung und Verarbeitung von Informationen wird es um das Erkennen von Chancen gehen, die die Informationstechnologie für die Arbeit der Samariteranstalten bietet. Sollte hierbei Veränderungsbedarf erkannt werden, sind auch genau der erwartete Nutzen in Relation zum Aufwand zu stellen. Häufig werden noch immer gerade die zeitlichen Ressourcen der Beteiligten im Veränderungsprozess unterschätzt.

S: Wie gerade gesagt: Genau – Veränderungsbedarfe erkennen und handeln!

Und welche Folgen wird das für die einzelnen Frauen und Männer haben?

S: Ich habe bei Aristoteles gelesen „... wenn so auch das Weberschiff von selbst webte, dann bräuchten allerdings die Meister keine Gesellen und die Herren keine Knechte...“ Anders gesagt: Die Arbeit wird weitergehen, wenn auch anders. Und mehr als bisher wird die Evaluation benötigt, um Entscheidungen zu treffen. Außerdem muss man sich immer wieder klar machen: Fertig gibt es nicht! Test - Produktivlauf - Evaluation, vielleicht kein ewiger gleichwohl ein steter Kreislauf!

G: Das sehe ich ähnlich. Wie bei allen anderen Dingen im Leben wird auch die Digitalisierung für jeden einzelnen Veränderungen mit sich bringen. Wenn man diesen aber offen gegenübersteht und der Initiator der Veränderungen auch transparent über das Vorhaben informiert, würde ich in der zunehmend digitalen Zukunft weniger einen gravierenden Umbruch sehen, als würde gerade die erste Glühlampe an die Decke einer Einrichtung der Samariteranstalten geschraubt werden.

Herr Grube, noch eine allgemein, persönlichere Frage: Seit kurzer Zeit sind Sie Mitglied im Kuratorium, dem Aufsichtsrat der Samariteranstalten. Können Sie uns bitte in einigen Worten Ihre ersten Eindrücke in dieser ehrenamtlichen Funktion schildern?

G: Ich bin von den etablierten Kuratoriumsmitgliedern und den beiden Vorständen vertrauensvoll und sehr angenehm aufgenommen worden. Herzlichen Dank an dieser Stelle dafür.

Einige Vorkenntnisse um das vielfältige und wertvolle Aufgabenspektrum der Samariteranstalten habe ich mitgebracht. Die Tätigkeit im Kuratorium wird hier aber doch eine ganz andere Tiefe mit sich bringen, was sich bereits bei den ersten Terminen zeigte, an denen ich teilnehmen konnte.

Ich erhoffe mir, dass ich das in mich gesetzte Vertrauen durch meine Mitarbeit im Kuratorium rechtfertigen und damit zum Gelingen der künftigen Arbeit der Samariteranstalten beitragen kann.

Herr Schiffke, Sie haben als Instandhaltungsmechaniker im Reifenwerk begonnen. Hat sich vielleicht gar nicht soviel verändert?

S: Die Planung und die Arbeit ist viel komplexer und auch komplizierter geworden.

Und Sie haben stets saubere Hände, oder?

S: Meistens schon, es sei denn ich muss einen PC anschließen und dabei unterm Schreibtisch Staub wischen . . .Aber im Ernst, Netzwerkadministration ist natürlich schon eine ganz andere Nummer. Gerade in der IT bemerke ich, dass es keinen Stillstand gibt und immer neue Entwicklungen zu neuen Herausforderungen führen. Unsere Samariteranstalten stehen in vielen Veränderungen vor neuen Aufgaben und dazu leiste ich gern meinen Beitrag.

Herr Schiffke, Herr Grube, kürzlich las ich einen Satz von Markus Gabriel, Professor für Philosophie in Bonn, der mir sehr gefallen hat: "Bedenken first, digital second". In diesem Sinne: haben Sie sehr herzlichen Dank für dieses bedenkenswerte Gespräch. Und ich freue mich darauf, dass Sie beide bei diesem Thema weiterhin in und für die Samariteranstalten im Gespräch bleiben!

■ Paul-Gerhardt Voget



Jens Schiffke, Administrator der Samariteranstalten

IMPRESSUM

„Unterwegs“
Die Zeitschrift der Samariteranstalten

Herausgeber:
Samariteranstalten
August-Bebel-Str. 1-4
15517 Fürstenwalde

Geschäftsstelle:
Langewahler Straße 70
15517 Fürstenwalde

Redaktionskreis:
Paul-Gerhardt Voget, Mario Stein,
Petra Kruschinski, Anke Lüth,
Reinhard Weiß, Christina Kampf,
Frank-Michael Würdisch, Gerd Gesche,
Redaktionskreis „mittendrin“ –
Bewohner der Samariteranstalten

Layout: Petra Kruschinski
Tel.: 03361 / 567-198
p.kruschinski@samariteranstalten.de

Druck: Druckerei Oehme

Material: eural ecopro

Spendenkonten:
– Sparkasse Oder-Spree
IBAN: DE 96 1705 5050
3010 1349 66
BIC: WELADED1LOS
– KD-Bank eG
Die Bank für Kirche und Diakonie
IBAN: DE 73 3506 0190
1550 1130 11
BIC: GENODED1DKD



Erwachsenenwohnbereich
Wohnstätten für Erwachsene mit Behinderung

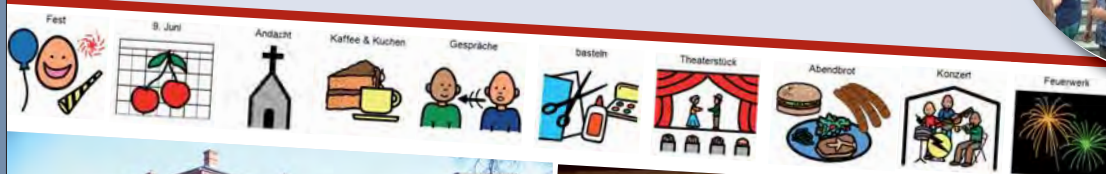
SAMARITERANSTALTEN

Inklusives Sommerfest

9. Juni 2018 ab 14.30 Uhr
auf dem Gelände der Kulturfabrik Fürstenwalde

Es warten vielfältige Höhepunkte auf Sie:

- Beginn mit einer Open-Air-Andacht
- Kaffee und Kuchen, gemütliches Beisammensein
- Livemusik mit „Whisky, Milk & Water“ zum Hören und Tanzen
- DJ Niclas
- Überraschungstheater
- Zum Abendbrot eine leckere Bratwurst oder einen Burger
- Abschlussfeuerwerk



Erwachsenenwohnbereich

August-Bebel-Straße 1-4 · 15517 Fürstenwalde/Spree · Telefon: 03361/567-120 · Fax: 03361/567-149
Stabsstelle des Vorstands für den Bereich Erwachsenenwohnen: Alexandra Lewing
E-Mail: a.lewing@samariteranstalten.de · www.samariteranstalten.de